



**Kantonsschule  
Hottingen**  
Wirtschaftsgymnasium  
Handels- und Informatikmittelschule

Abenteuer  
Berufseinstieg

Gut gerüstet dank der  
Kantonsschule Hottingen

## In dieser Ausgabe



Interview

**Mit den internationalen Stars auf du und du**

**4—5**



Praktikumsjahr

**Abenteuer Berufseinstieg**

**6—9**



Berufswahl

**Karriere-Speed-Dating**

**10—11**



Bildnerisches Gestalten

**Character Design**

**12—13**



Sprachbetrachtung

**Der deutsche Satz im eisernen Klammergriff**

**14—15**



Kolumne

**Denkpause**

**20**

<b>Wirtschaftsfrühstück</b>	<b>16—17</b>
<b>Öko-logisch!</b>	<b>17</b>
<b>Forum KI</b>	<b>18—19</b>
<b>Spass mit Zahlen</b>	<b>21</b>
<b>Homecoming Day</b>	<b>22</b>
<b>Wort des Rektors</b>	<b>23</b>
<b>Ausgezeichnet</b>	<b>24</b>
<b>Agenda</b>	<b>24</b>

**Redaktion**  
Sandra Nussbaumer  
Barbara Ingold



# Abenteuer Berufseinstieg

**Gut gerüstet dank der Kantonsschule Hottingen**

Liebe Leser:innen

von Sandra Nussbaumer

**A**n der Maturitätsfeier vor den Sommerferien riet Prof. Dr. Günther Dissertori, Rektor der ETH Zürich, den Maturand:innen bei der Studien- und Berufswahl zu einer Linearkombination von Kopf, Herz und Bauch. Gemeint war sicherlich eine Positivkombination, bei der die Koeffizienten alle grösser als null sind, also die drei Komponenten Kopf, Herz und Bauch allesamt zum Tragen kommen. Denn geht man bei der Entscheidung für eine Studienrichtung nur nach dem Kopf und wählt aus Vernunftgründen, läuft man Gefahr, unglücklich zu werden, weil Begeisterung und Leidenschaft fehlen. Lässt man sich hingegen allein von seinem Herz leiten und blendet die rationalen Faktoren aus, mangelt es später vielleicht an Jobmöglichkeiten oder einem angemessenen Einkommen. Schliesslich ist auch das Bauchgefühl entscheidend: Sagt der Bauch nein, ist Vorsicht geboten. Die Berücksichtigung aller drei Komponenten ist also sinnvoll. Zu welchen Teilen dies geschieht, ist jedoch individuell.

Für diese Ausgabe des h info haben wir verschiedene Beiträge zum Thema Studienwahl und Berufseinstieg zusammengestellt. Die Schüler:innen von HMS und IMS treten nach drei Jahren Schule ins Berufsleben ein. Im Praktikum können sie das in den Jahren zuvor angeeignete Wissen anwenden und das Gelernte vertiefen. Vier Erfahrungsberichte ermöglichen einen anschaulichen Einblick in die Tätigkeiten der HMS- und IMS-Praktikant:innen. Um es gleich vorwegzunehmen: Die gängigen Praktikantenklischees greifen hier nicht. Denn die ehemaligen Schüler:innen sind in den Teams, in denen sie arbeiten, vollwertige Mitglieder. Alle vier Porträtierten möchten nach Abschluss ihrer Ausbildung studieren. Dank der Berufsmaturität stehen ihnen alle Türen offen. Mögen auch sie Prof. Dr. Günther Dissertori Rat bei der Wahl des Studiums beherzigen!

Ausserdem hat Anfang Mai unter der Regie von Prorektorin Madeleine Oelen und Simon Tschanner dieses Jahr zum ersten Mal das Karriere-Speed-Dating stattgefunden. Mehr als 30 Berufsleute aus den unterschiedlichsten Branchen standen den 130 Schüler:innen der G3-Klassen in drei Dating-Runden Rede und Antwort. Der Anlass ist rundum geglückt, wie die Stimmen der Jugendlichen zeigen. Und am diesjährigen Homecoming Day haben wir uns umgehört, welchen beruflichen Weg ehemalige KSH-Absolventen eingeschlagen haben und was sie heute machen. Das Ergebnis zeigt ein interessantes Potpourri an Ausbildungsgängen, Berufen und aktuellen Tätigkeiten.

Bei unserem Interviewpartner Vincent Dubinsky haben von Dissertori «Formel» Herz und Bauch überwogen. Der ehemalige HMS-Absolvent hat – wie in dieser Rubrik üblich – nach Abschluss seiner Ausbildung keinen klassischen Karriereweg eingeschlagen, sondern sein Hobby zum Beruf gemacht. Als DJ Cruz jettet Dubinsky um die Welt und legt an den Partys der internationalen Stars auf. Doch man sollte sich von etwaigen Klischeebehafteten Vorstellungen nicht täuschen lassen: Ohne die Komponente «Kopf» geht es auch hier nicht. Wer an der Geburtstagsparty von Supermodel Naomi Campbell auflegt, hat einiges richtig gemacht. ●

# Mit den internationalen Stars auf du und du

Vincent Dubinsky alias DJ Cruz ist einer der erfolgreichsten DJs der Schweiz. Der ehemalige HMS-Absolvent legt an den exklusivsten Partys für die internationalen Stars auf.

von Sandra Nussbaumer

**Sie jetten vom Grand Prix in Monaco ans Filmfestival in Cannes und weiter nach L. A. An den Partys, an denen Sie auflegen, tummeln sich Gäste wie die Musikerin Dua Lipa, der Schauspieler Leonardo Di Caprio oder der Fussballstar Neymar. Wie haben Sie das geschafft?**

Das geht natürlich nicht von heute auf morgen. (Lacht.) Denn hinter dem, was so leicht aussieht und so selbstverständlich scheint, stecken fünfzehn Jahre harte Arbeit.

**Sie haben also bereits als Teenager angefangen?**

Ja, meine Anfänge sind nun bald 20 Jahre her. Als Teenager war ich ein leidenschaftlicher Skateboarder. Ich habe bereits mit dreizehn Jahren an Contests teilgenommen. Bei diesen Anlässen, hatte es jeweils einen DJ, der die Auftritte der Skater mit Musik unterlegt und dadurch für die richtige Stimmung gesorgt hat. Das hat mir unheimlich imponiert. Zufälligerweise hat mir etwa zur gleichen Zeit ein älterer Nachbar seinen alten Plattenspieler geschenkt. Ich habe mir die ersten Platten gekauft und zuhause stundenlang gescratcht, so wie der DJ an den Contests. Eigentlich bräuchte man dafür ein Mischpult, aber das hatte ich damals noch nicht. Am Anfang habe ich das nur zuhause für mich gemacht, etwas später zusammen mit meinem besten Freund Nici. Irgendwann haben wir einen kleinen Mixer gekauft und dann endlich einen zweiten Plattenspieler.

**Und wann kam der erste öffentliche Auftritt?**

Zum ersten Mal haben wir im Alter von vierzehn oder fünfzehn Jahren im Jugendtreff in Witikon aufgelegt. Ich erinnere mich noch, wie wir unseren Plattenspieler mit dem Migros-Wägelchen von unserem Haus rüber zum Jugendtreff geschoben haben. Es hat leicht geregnet. Vielleicht war das ein Vorbote des Abends, denn unser Auftritt kam leider nicht so gut an. Wir haben komplett an den Leuten vorbeigespielt und gescratcht, was das Zeug hielt. Irgendwann gingen die Leute wieder. (Lacht.)

**Aber Sie haben sich von dieser Niederlage nicht beirren lassen.**

Nein, denn ich hatte meine Leidenschaft entdeckt. Aber es hat ein Umdenken gebraucht. Ich musste mir bewusst werden, dass ich für ein Publikum auflege, nicht für mich. Wir haben uns dann bei verschiedenen Clubs in Zürich vorgestellt und haben nach Konzerten oder Partys CDs mit unserem Mix verkauft. Uns kannte ja keiner. Deshalb mussten wir etwas machen, um gesehen und bekannter zu werden. Mit etwa sechzehn Jahren kamen die ersten Engagements in der Toni Molkerei, der Roten Fabrik, dem Besame Mucho. Da mussten meine Eltern jeweils unterschreiben, damit ich überhaupt dorthin gehen durfte.

**Ist das Handwerk eigentlich noch vergleichbar mit früher? Oder spielen Sie heute einfach Musik von Ihrem Computer ab?**

Das Musikbusiness hat sich schon stark gewandelt in den letzten 20 Jahren. Der wohl grösste Unterschied ist, dass man nicht mehr seine individuelle Plattensammlung dabei hat, sondern den Computer. Das ganze Setup allerdings ist das gleiche geblieben: Man hat immer noch einen Plattenspieler, auf den man eine Vinylplatte legt. Im

Unterschied zu früher aber bleibt diese Platte den ganzen Abend liegen. Denn auf dieser Platte ist keine Musik, nur eine Frequenz. Das bedeutet, jede Berührung, die man auf dieser Platte macht, verändert diese Frequenz. Das wird auf dem Computer umgerechnet. So kann man einen Track manipulieren und letztlich individuell gestalten.

**Wie heben Sie sich von anderen DJs ab, wenn ja quasi alle auf der Welt die gleiche Musik zur Verfügung haben und alle mit dem gleichen technischen Equipment arbeiten?**

Die eigene Plattensammlung war ja nicht das einzige Unterscheidungsmerkmal. Auch heute noch sind verschiedene Faktoren ausschlaggebend. Sicherlich hat das Image durch Social Media einen höheren Stellenwert bekommen. Aber genau so entscheidend sind die DJ-Sets und die Performance am Abend oder in der Nacht der Party. Als DJ ist man verantwortlich für die Dramaturgie des Abends. Man muss die Leute nicht nur in Stimmung bringen, sondern sie sollen richtig feiern. Entscheidend ist, dass der Veranstalter am Ende sagt: Diesen DJ buche ich wieder, der garantiert einen guten (das heisst auch: umsatzstarken) Abend.

**Ihre eigentliche Arbeit findet also am Abend im Club statt.**

Natürlich bereitet man sich entsprechend auf einen Anlass vor. Aber man sollte auch nicht zu viel planen, sondern flexibel genug sein, um den Puls fühlen und auf das Publikum eingehen zu können. Intuition ist in meinem Beruf sehr wichtig. Man muss dazu sagen: Ich spiele in speziellen Clubs, wo es viele externe Einflüsse gibt. Die Afterparty der amfAR-Gala, verschiedene Fashionweeks, der Grand Prix der Formel 1 sind nur einige Beispiele. Am Ende muss der Clubbesitzer happy sein, der Veranstalter muss happy sein, die VIPs müssen happy sein, die Spender müssen happy sein, aber auch die grosse Masse muss happy sein. Das klingt jetzt vielleicht ganz simpel, es ist aber oft eine Herausforderung. Nicht selten kommt es vor, dass ein einzelner Gast sich einen Song wünscht und der ganze Abend shiftet.

**Angenommen, Sie spielen House und dann kommt Leonardo Di Caprio ans DJ-Pult und wünscht sich «Highway to Hell». Kriegen Sie das hin?**

Ja, sicher. Solche Situationen gab es schon hundertfach. Aber genau darum geht es: Mein Job ist ein Balanceakt. Beispielsweise habe ich an Neujahr in St. Barths auf einer Yacht aufgelegt. Unter den Gästen ist die Musikerin Dua Lipa. Sie wünscht sich einen bestimmten Song. Selbstverständlich spiele ich diesen Song, ich muss aber darauf achten, dass die anderen Gäste auch mitgehen, die Spannung nicht nachlässt und die Stimmung nicht runtergeht. Das braucht enormes Fingerspitzengefühl.

**Verstehen Sie sich als Dienstleister?**

Gewissermassen schon. Ich bin für die Gäste da. Ich will, dass sie einen guten Abend haben. Das ist meine Aufgabe. Natürlich gibt es auch andere Clubs und andere DJs: In einem Underground-Club in Berlin beispielsweise würde nie jemand dem DJ sagen, was er spielen soll. Auch dort sind tausend Leute, aber er macht sein Ding. Denn die Veranstalter haben ihn gebucht wegen seiner Musik und die Leute gehen in den Club wegen seiner Musik. Im Gegensatz dazu ist meine Welt eine ganz andere.

**Jetzt müssen wir die Geschichte noch zu Ende erzählen: Wie kommt man vom Jugendtreff in Witikon nach St. Barths?**

Nach den ersten Engagements in Zürcher Clubs habe ich mit siebzehn Jahren regelmässig im Kaufleuten aufgelegt. Dort hat mich jemand gesehen, der sagte: «You should come and play in London.» Das war der Durchbruch. Denn dieser Typ hat mich an einen Club in London empfohlen, der mir sogar eine Residency angeboten hat. Die wollten, dass ich nach London ziehe und ihr In-house-DJ werde. Das habe ich zwar nicht gemacht, aber ich habe in der Folge regelmässig einmal im Monat in London aufgelegt. Dann haben die gleichen Leute einen Club in Dubai eröffnet. So kam ich nach Dubai. Und so hat das eine das andere ergeben.

**Ist ein solches Leben nicht unheimlich strapaziös?**

Es ist schon anstrengend. Vor allem das viele Reisen ist ermüdend, und zwar für Körper und Geist. Dazu kommt, dass der Flughafen ein sehr stressiger Ort ist, und ich finde, das Fliegen bringt oft die schlechten Seiten im Menschen zum Vorschein. Aber das gehört halt dazu. Dafür kann ich an tolle Orte gehen und Menschen glücklich machen.

**Wie gross ist die Gefahr, dass man abhebt, wenn man sich in einer solchen Welt bewegt?**

Bei mir ist diese Gefahr zum Glück nicht so gross. Beim Arbeiten bin ich sehr fokussiert. Ich trinke kaum Alkohol und nehme aus Prinzip keine Drogen. Wenn ich hier in Zürich bin, habe ich so viele administrative Dinge zu erledigen, dass mich das jeweils sofort wieder auf den Boden der Realität zurückbringt. Ausserdem habe ich gute Freunde und meine Familie in Zürich, die mich erden.

**Sie haben also keinen Agenten, der Ihre Termine managt?**

Nein! Bis auf die Buchhaltung mache ich alles selbst, also Anfragen koordinieren, Termine jonglieren, Reisen buchen. Wenn ich mir einen Tag frei nehme, habe ich am nächsten Tag die doppelte Arbeit. Ich muss immer dran bleiben.

Der ehemalige HMS-Absolvent Vincent Dubinsky alias DJ Cruz



**Inwiefern können Sie bei Ihrer Arbeit auf das zurückgreifen, was Sie an der Kantonsschule Hottingen gelernt haben?**

Es ist vor allem eine gewisse Arbeitshaltung, die ich in der Schule gelernt habe. Dazu gehören das strukturierte Vorgehen, die Effizienz sowie die Zuverlässigkeit. Insbesondere unser Wirtschaftslehrer Stephan Amstutz

war mir diesbezüglich ein grosses Vorbild. Manchmal gab es Lektionen, da waren wir drei Minuten früher fertig und wir alle dachten, okay, jetzt können wir zusammen-

packen und früher gehen, aber weit gefehlt. Es hiess nämlich: «Wir repetieren jetzt noch das, dann machen wir das und dann ...» Das hat mich sehr beeindruckt. Auch später im Studium musste ich sehr effizient sein, weil ich ja wegen meiner Arbeit so oft gefehlt habe und immer einiges nachzuarbeiten hatte.

**Sie haben an der ZHAW Wirtschaft Betriebsökonomie studiert und mit dem Bachelor abgeschlossen. Das ist das komplette Gegenprogramm zu Ihrer Arbeit als DJ.**

Das mag stimmen. Aber es ist auch ein Teil von mir. Nachdem ich nach dem Praktikum bei einer Privatbank ein Jahr lang nur aufgelegt hatte, hat mir der mentale Challenge gefehlt. Deshalb habe ich dieses Studium gemacht. Ausserdem war es für mich persönlich wichtig, einen Abschluss zu haben. Nicht dass

ich ernsthaft glaube, dass ein Bachelor in Wirtschaft allein als Plan B genügen würde, aber es ist beruhigend zu wissen, dass man nicht komplett durch die Maschen des Systems fallen würde, sollte der Erfolg irgendwann einmal nachlassen. Und wenn ich ehrlich bin, ging es auch ein bisschen um das gesellschaftliche Ansehen. Dieses ist mir zwar nicht so wichtig, aber es ist dennoch nice to have.

**Sie sind so erfolgreich, was kümmert Sie, was die Leute denken?**

Sagen wir es so: Es braucht schon Mut, sich für den Weg zu entscheiden, für den ich mich entschieden habe. Vor allem in der Schweiz. Beispielsweise fragt mich meine ältere Nachbarin immer noch jedes Mal, wenn sie mich sieht, ob ich nicht etwas Richtiges machen wolle im Leben. Dabei mache ich seit 2014 nichts Richtiges mehr. (Lacht.)

**Was würden Sie jungen Menschen bezüglich ihres beruflichen Weges raten?**

Ich würde Folgendes raten: Erstens sollte man seine Leidenschaft finden und diese verfolgen. Es bringt niemandem etwas, wenn man eine Karriere anstrebt, für die man nicht brennt. Zweitens muss man für den Erfolg hart arbeiten. Ich stelle fest, dass dies zunehmend unterschätzt wird. Erst kürzlich wurde ich über Social Media wieder von jungen DJs gefragt, wie man an Bookings im Ausland komme. Als ich dann deren Profil checkte, musste ich leider feststellen: Ihr habt eure Hausaufgaben nicht gemacht. Ihr seid nicht sichtbar, ihr verkauft euch nicht, ihr habt keinen Mix, ihr habt kein Pressekit. Natürlich kann man heute nicht mehr CDs vor der Roten Fabrik verkaufen, wie wir das gemacht haben, aber man kann auf anderen Ebenen Gas geben, um zu zeigen, was man macht. Drittens fürchte ich, heutzutage reichen eine gute Schulbildung und ein erfolgreicher Studienabschluss nicht mehr aus. Sicherlich ist es gut, einen Bachelor in Wirtschaft oder einen Master in Jus zu haben, aber seien wir ehrlich: Das haben heute viele. Um aus der Masse rauszustechen, braucht man etwas, das einen von den anderen abhebt. ●

«Ich mache seit 2014 nichts Richtiges mehr!»

«Es braucht Mut, sich für diesen Weg zu entscheiden.»

# Abenteuer Berufseinstieg

Gut gerüstet dank der Kantonsschule Hottingen



FOTO: LIUDMILA CHERNETSKA // STOCKPHOTO

von Barbara Ingold und Sandra Nussbaumer

Nach drei Jahren Handels- oder Informatikmittelschule steigen die Schüler:innen ins Berufsleben ein und absolvieren das letzte Jahr ihrer Ausbildung in einem Praktikumsbetrieb. Doch was machen Sie dort eigentlich? Die folgenden vier Erfahrungsberichte geben einen anschaulichen Einblick in dieses Praxisjahr.

## HMS-Absolvent Arman Maurer lernt die **Gastrobranche** kennen



Das Carlton Restaurant & Bar an der Bahnhofstrasse ist das Herzstück der Segmüller Collection, zu der verschiedene Boutique-Restaurants wie La Bottega di Mario, das James Joyce oder das Roofgarden über dem Globus gehören. Hier im Dachgeschoss des Carlton befindet sich das administrative Herz der Firma, und hier verbringe ich die meiste Zeit – ich mache ja primär eine KV- und keine Gastro-Ausbildung. Also habe ich auch geregelte Arbeitszeiten, nine to five, ausser, wenn wir einen grossen Anlass haben, dann arbeite ich auch mal am Samstag oder abends, da bin ich flexibel. Über Mittag helfe ich auch immer im Restaurant, meistens im Empfang; für den Service bin ich nämlich zu ungeschickt, ich schaff es einfach nicht, drei Teller auf einmal zu tragen. Der Empfang ist aber perfekt für mich und der direkte Gästekontakt gefällt mir sehr, nicht nur, weil das ein Ausgleich zum Büro ist, sondern, weil ich da unglaublich viel lerne im zwischenmenschlichen Bereich. Es gibt täglich neue Herausforderungen, manchmal auch schwierige Gäste, und da lernt man, ruhig zu bleiben, empathisch zu sein, flexibel zu reagieren und nicht gleich in Panik zu geraten, wenn etwas nicht nach Plan läuft.

Die Erfahrung im Umgang mit Gästen hat mir viel gebracht. Ich bin in diesem Praxisjahr generell viel selbstsicherer geworden, was sicher damit zu tun hat, dass ich vorwiegend mit Erwachsenen zusammenarbeite, die einem auf Augenhöhe begegnen. Ich erhalte Einblick in verschiedene Abteilungen des Backoffice, vom Marketing übers HR bis zur Buchhaltung. Aber ich bin vor allem in der Administration tätig, wo ich auch viel Kundenkontakt habe, Buchungen entgegennehme, Kunden berate.

Ich denke, das Praxisjahr ist ein super Einstieg in die Berufswelt. Man ist zwar gefordert, trägt aber noch nicht die volle Verantwortung und wird von allen unterstützt. Man lernt, zuverlässig und effizient zu arbeiten. Und es macht Freude, Teil eines gut funktionierenden Teams zu sein – Teamfähigkeit ist überhaupt enorm wichtig, vor allem in der Gastrobranche.

In der Schulzeit schaute ich gerne diese Restaurant-Shows auf YouTube, mit Gordon Ramsey oder Bumann. Ich fand es spannend, wie die einen kränkelnden Betrieb auf Vordermann bringen. Im letzten Schuljahr bekamen wir dann wöchentlich mögliche Praktikums-

stellen aufgeschaltet, und als ich den Stellenbeschrieb der Carlton AG sah, habe ich mich sofort beworben. Ich tat das auch bei ein paar anderen Firmen, denn man darf nie alles auf eine Karte setzen, aber ich war schon froh, dass es hier auf Anhieb funktioniert hat. Es ist eine super Stelle, sehr abwechslungsreich, und der Mix aus Büro und Service gefällt mir. Ich würde jedem HMS-Absolventen empfehlen, in eine Branche zu gehen, die ihn interessiert. Die Grundausbildung ist zwar überall etwa dieselbe, aber irgendein Reiz sollte da sein, das ist wichtig für die Motivation im Betriebspraktikum. Das Kontaktseminar ist da eine gute Orientierungshilfe, denn es bietet einen ersten persönlichen Kontakt mit Berufsvertretern.

Die Schule vermisse ich etwas, vor allem die gleichaltrigen Kollegen, aber auch das System Schule entsprach mir eigentlich sehr. Ich teile meine Zeit gerne selbst ein und das geht im Berufsleben weniger gut wegen der fixen Rahmenbedingungen. Dafür ist Freizeit Freizeit, und das heisst bei mir Fussball. Ich bin ein grosser FCZ-Fan und verpasse kein Spiel. Ich trainiere zweimal die Woche im FC Seefeld und an den Wochenenden habe ich entweder selbst Matches oder gehe an Spiele des FCZ.

Die HMS hat mich gut auf die Arbeitswelt vorbereitet. Ich verstehe die Hintergründe in meinem Tätigkeitsbereich – warum in der Schale beim Eingang auch Zündhölzer unserer Partnerbetriebe liegen zum Beispiel. Das nennt man im Marketing «Crossselling». Ich darf mich auch ein wenig einbringen: Ich habe für die Akquisition junger Arbeitskräfte einen Vorschlag erarbeitet, wie man Junge via Social Media erreichen könnte, mittels Werbefilmen von Influencern. Ich bin gespannt, ob und wie dieser Input umgesetzt wird.

Nach dem Praktikum werde ich an der ZHAW Betriebsökonomie und General Management studieren. Wo es mich dann in drei Jahren hinzieht, weiss ich noch nicht, aber ich möchte die Gastrobranche nicht ausschliessen.

# Kathrin Bürki macht den Servicetechnikern das Leben leichter



Wer sorgt eigentlich dafür, dass es an Strassenkreuzungen nicht ständig zu Kollisionen kommt? Wer garantiert, dass Ampelanlagen einwandfrei funktionieren? Wer programmiert die Stausensoren bei hohem Verkehrsaufkommen? Und was steckt dahinter, wenn der Busfahrer einfach die Ampel auf Grün stellt? Die Antworten auf all diese Fragen kennt die VR AG – und die Praktikantin Kathrin Bürki.

Nach drei Jahren IMS an der Kantonsschule Hottingen arbeitet Kathrin Bürki für ein Jahr als Praktikantin bei der VR AG. Das Unternehmen mit Sitz in Schlieren ist seit über 30 Jahren in der Verkehrsregelungs- und Kommunikationstechnik tätig. Vom Bau der Ampeln, über deren Verkauf und Installation, bis zum Programmieren der Lichtsignale und schliesslich der Wartung der Anlagen bietet die VR AG alles an. Kathrin ist für die Applikationen für die Servicetechniker zuständig. Denn die Ampelanlagen müssen regelmässig kontrolliert und gewartet werden. Die Programmierer stellen den Servicetechnikern verschiedene Applikationen zur Verfügung, mit denen die Wartung übersichtlicher, sicherer und effizienter gestaltet wird.

An einer Kreuzung sind die Ampeln in einer zyklischen Abfolge geschaltet. Der Servicetechniker überprüft den ganzen Zyklus und nutzt dazu eine Applikation. Damit hat er einen Überblick über die gesamte Anlage, sieht die Abläufe und Wechsel, erkennt, welche Ampel gerade auf welcher Farbe steht und wo allfällige Probleme sind. Dargestellt ist das Protokoll eines solchen Zyklus tabellarisch mittels verschiedener Zeilen. Eine Zeile entspricht dabei einer Sekunde. Bis jetzt mussten die Techniker die Zeilenauswahl manuell vornehmen. Kathrin Bürki hat nun Buttons entwickelt, die eine bestimmte Zeitspanne abbilden, zum Beispiel 20 Sekunden. Dem Techniker werden also genau 20 Zeilen angezeigt. Je nach Grösse der Kreuzung und Komplexität der Anlage kann ein Techniker sich so einen ganzen Zyklus anzeigen lassen oder auch nur einen Teil davon. Ein Zyklus lässt sich dadurch einfacher überblicken, da mit einem Klick eine bestimmte Zeitspanne angezeigt werden kann.

Aktuell beschäftigt sich Kathrin mit der IPA, der individuellen praktischen Arbeit. Ziel ist es, das während des Praktikums Gelernte mit dem nötigen theoretischen Hintergrund zu vertiefen. Da Kathrin bei der VR AG mit Anlagen zu tun hat, auf die man von aussen zugreifen können muss, hat ihre Arbeit die «Durchführung von Verbindungstests» zum Thema. Genau wie ein Computer hat auch jedes Steuergerät eine IP-Adresse und im Alltag geht es oft darum, eine Verbindung zum Gerät aufzubauen, um Informationen abzufragen.

Als es damals in der Sekundarschule um die Berufswahl ging, hat Kathrin Bürki noch nicht genau gewusst, was sie machen will. Sie konnte sich Verschiedenes vorstellen, hat auch einige Schnupperlehren absolviert. Auf die IMS ist sie schliesslich über ihren Vater gekommen. Denn die Firma, in der er arbeitet, betreut ebenfalls IMS-Praktikant:innen. Kathrin durfte diese einen Tag lang begleiten. Das hat ihr so gut gefallen, dass sie sich für diese Ausbildung entschieden hat. Am Kontaktseminar hat die VR AG Kathrin sehr angesprochen. Einerseits fand sie die Branche interessant. «Das ist einmal etwas anderes als die Bank», sagt sie. Das fand sie reizvoll. Andererseits waren die Leute offen und zugänglich. Wichtig war für sie auch, dass die VR AG bereits Erfahrung mit der Betreuung von Praktikanten hatte.

Die IMS würde Kathrin Bürki auf jeden Fall weiterempfehlen. Die Mischung aus Schule und Praktikum hat ihr persönlich sehr entsprochen und, dass man neben dem EFZ noch die Berufsmaturität erwirbt, ist natürlich attraktiv. Nach Abschluss des Praktikums ist zuerst ein längerer Sprachaufenthalt in Englisch geplant. Später möchte sie studieren, aber was genau, weiss sie noch nicht. Mit der VR AG fühlt sich Kathrin aber sehr verbunden und es schwingt ein gewisser Stolz mit, als sie beim Abschied sagt: «Achten Sie beim nächsten Mal an der Kreuzung darauf, ob es eine unserer Ampelanlagen ist.»

# Leonie Lüchinger arbeitet als Accountant bei Swiss Re



In der Schule waren Finanz- und Rechnungswesen und Wirtschaft ihre Lieblingsfächer. Bis Ende Juli 2022 absolviert Leonie Lüchinger ihr Praktikumjahr in einem Buchhaltungsbereich innerhalb von Swiss Re. In diesem Bereich ist Leonie zuständig für ein Portfolio, das verschiedene massgeschneiderte Rückversicherungsverträge beinhaltet. Sie kümmert sich um Abrechnungen, veranlasst die Zahlungen von Rechnungen, kontrolliert die Verbuchungen und erledigt quartalsweise den Abschluss der Deals. Die sogenannte Closing-Phase, die Zeit vor dem Quartalsabschluss, ist jeweils die intensivste Zeitperiode.

Swiss Re ist weltweit die zweitgrösste Rückversicherung und international tätig. Dies zeigt sich auch in Leonies Team. Von den 14 Teammitgliedern arbeitet mehr als die Hälfte des Teams in Bratislava und eine Person in den USA. Es versteht sich von selbst, dass die Kommunikation auf Englisch stattfindet – im Team, aber auch mit Kund:innen. Zu Beginn sei das schon eine Herausforderung gewesen, sagt Leonie, sie habe sich aber recht schnell zurechtgefunden.

Trotz des Praktikantenstatus ist Leonie ein vollwertiges Teammitglied. Die ihr zugewiesenen Portfolios betreut sie eigenständig. Die Arbeit sei schon etwas anders, als sie das aus dem FRW-Unterricht oder den Praxiswochen bei Alludo kennengelernt habe, erzählt sie. Dennoch hatte sie mit dem, was sie in drei Jahren HMS gelernt hat, eine gute Grundlage erhalten, auf welcher sie aufbauen konnte. Zu Beginn des Praktikums im August 2021 wurde Leonie eng begleitet und betreut, doch mit der steigenden Erfahrung wurde ihr zunehmend Verantwortung übertragen, sodass sie den letzten Quartalsabschluss fast vollumfänglich selbstständig betreuen und erledigen konnte.

Leonie betreut die einfacheren oder älteren Deals, bei denen die Versicherungsperiode nicht mehr aktuell ist und bei welchen Swiss Re wenige Schadensmeldungen zur Verarbeitung erhält. Dennoch erscheinen diese Deals immer noch im System, müssen aufgrund von internen Richtlinien und Prozessen kontrolliert und abgeschlossen werden, solange der Vertrag besteht. «Bei aktuellen Deals läuft natürlich mehr», erklärt Leonie. Der Umfang der Beträge, die abgerechnet werden, ist sehr unterschiedlich.

# Leo Oetterli programmiert nach der IMS Drohnen



Ich habe einen kurzen Arbeitsweg, denn ich wohne in Zürich-Wiedikon, ganz in der Nähe des Firmensitzes der Auterion AG. Hier arbeiten 45 Mitarbeiter aus aller Welt in der Produktentwicklung, dem Engineering und dem Marketing. In den modernen Grossraumbüros herrscht quasi Dauerbetrieb. Wir haben Gleitarbeitszeit und jeder kann sich seine Präsenzzeit selber einteilen. Mein Arbeitstag beginnt aber meist um 8 Uhr, dann stosse ich zu meinem Team.

Mein Chef, Mischa Zihler, ist auch IMS-Absolvent und deshalb kam er ans Kontaktseminar der Kantonsschule Hottingen, wo jedes Jahr Praktikumsstellen beworben werden. Die Firma hat mich auf Anhieb interessiert. Auterion bietet Softwarelösungen für den Betrieb von kommerziellen Drohnen an, inklusive Clouddienste und Installation. Diese Schnittstelle zwischen Hardware und Software gefiel mir. Ich wollte nicht in die IT-Abteilung einer Bank, sondern etwas machen, was mit konkreten Anwendungen von Software in der Hardware zu tun hat. Diese sind bei Auterion sehr vielseitig, denn Drohnen finden immer mehr zivile Einsatzgebiete, zum Beispiel in der Brandbekämpfung, der Landvermessung, Wartung von Überlandleitungen oder Aufspürung von Rehkritzen in Feldern. Das Zürcher Start-up mischt hier ganz vorne mit: Rund drei Viertel aller kommerziellen Drohnen weltweit fliegen mit Software von Auterion. Das ist beeindruckend für eine Firma, die erst 2017 gegründet wurde, und es ist schon toll, dass ich hier mein Praxisjahr absolvieren kann.

Im Moment arbeite ich an der Programmierung eines Troubleshooter-Programms, das die Überwachung der Testumgebungen ermöglichen soll. Meine Arbeit besteht aber nicht nur aus Programmieren, unser Team ist für die Qualitätssicherung unserer Produkte zuständig, deshalb testen wir auf Testdrohnen die neuen Softwareänderungen. Das machen wir auf der Allmend ganz in der Nähe der Firma, aber mit leichten, billigeren Drohnen, falls mal eine abstürzt ...

Das Arbeitsleben gefällt mir, man kann intensiv an etwas dranbleiben, im Team arbeiten und voneinander lernen. Im Betrieb sprechen wir meist Englisch wegen der Mitarbeiter aus dem Ausland. Ich verwende

hier auch eine andere Programmiersprache als die, die wir an der Schule gelernt haben. Das sagte man mir aber schon beim Vorstellungsgespräch und so konnte ich mich vorbereiten.

Die Schulzeit vermisse ich nicht. Ich schätze die klare Trennung von Arbeit und Freizeit; wenn ich um 17 Uhr aus dem Büro gehe, ist Feierabend und ich muss nicht noch Prüfungen vorbereiten oder Hausaufgaben machen. Dafür treibe ich jetzt mehr Sport. Ich mache schon lange Kendo und trainiere jetzt dreimal pro Woche hier im Verein, dazu jedes zweite Wochenende im Nationalkader in Bern. Nach den Europameisterschaften diesen Sommer ist dann auch mein Praktikumjahr zu Ende und ich werde ein Informatikstudium an der Fachhochschule Ost in Rapperswil beginnen – berufsbegleitend, denn ich kann weiter bei Auterion arbeiten. Ein Vollzeitstudium würde zwar nur 3 Jahre dauern, aber der Praxisbezug ist mir wichtig.

Rückblickend war die IMS eine gute Wahl, denn für eine Lehre war ich damals noch nicht reif genug, das Gymnasium war mir zu abgehoben. Der Mittelweg mit einem Berufspraktikum schien mir ideal – und er hat sich bewährt, denn die Zukunftsperspektiven sind, wie der Erfolg der Auterion zeigt, in dieser Branche sehr gut. ●

# Karriere-Speed-Dating

Generationenübergreifender Erfahrungsaustausch als Quelle der Inspiration



**Ich habe realisiert, dass wir Jugendliche immer stark auf den Lohn schauen. Wir sollten jedoch lieber etwas finden, was uns für den Rest des Lebens erfüllt, unser Hobby zum Beruf machen.**

Kai Wettstein, G3g

**Ich konnte neue Berufe kennenlernen, von denen ich nicht mal wusste, dass sie existieren.**

Schülerin, G3b

**Das Speed-Dating hat mir Einblicke gegeben, die mir eine Broschüre nicht hätte geben können.**

Fadil Ismaili, G3g

**Die Personen, die ihren Beruf vorstellten, sind auf alle Fragen eingegangen, haben auch kritische Fragen ganz ehrlich beantwortet und nichts beschönigt.**

Emma Lenz, G3g

**Aufgrund dieses Anlasses habe ich nun ein paar neue Ideen für mein zukünftiges Berufsleben und konnte auch gewisse Berufe ausschliessen.**

Victoria Spierings, G3b

**An meinem Berufswunsch hat sich zwar nichts geändert, dennoch war Anlass eine Bereicherung.**

Schüler, G3b

## Studien- und Berufsberatung an der KSH

Diese zwei erfahrenen Fachleute stehen Ihnen gerne bei Fragen rund ums Studium und der Berufswahl zur Verfügung:

**Simon Tscharner**  
Lehrperson KSH  
simon.tscharner@ksh.ch

**Britta Waespi Bitterli**  
Amt für Jugend – und Berufsberatung  
britta.waespi@ajb.zh.ch

von Madeleine Oelen, Prorektorin

Die Idee zum Karriere-Speed-Dating entstand an einem Generalversammlungsbesuch mit einer Schulklasse. Im Anschluss an die GV hatte sich der Verwaltungsratspräsident unter die Gäste gemischt und sich dabei erstaunlich viel Zeit für unsere Schülerinnen und Schüler genommen. Er erzählte ihnen von seinem Werdegang und konnte sie dabei absolut fesseln und inspirieren. An sogenannten «Speed-Datings» kann man heutzutage nicht nur den Traumpartner finden, sondern auch Studienrichtungen an der UZH kennenlernen, mit Tischnachbarn über philosophische Themen diskutieren, Lehrstellen finden oder aber seinen Traumberuf entdecken. Wir haben unsere eigene, Hottingen-spezifische Form entwickelt, indem wir nämlich Berufsleute mit unseren Schülerinnen und Schülern zusammenbringen und dabei auf das unglaublich diverse und spannende Netzwerk der KSH-Eltern zurückgreifen.

Würden sich genug Berufsleute für unser erstes Karriere-Speed-Dating zur Verfügung stellen? Wird es möglich sein, einen diversen Mix von Berufen anzubieten? Gelingt es, die Wünsche der Schülerinnen und Schüler mit den zur Verfügung stehenden Berufsleuten zu decken? All diese Fragen konnten dank der überwältigenden Resonanz der Eltern mit einem eindeutigen «Ja» beantwortet werden. Am 5. Mai 2022 war es dann so weit: 130 Jugendliche aus den 3. Klassen des Gymnasiums konnten sich mit verschiedenen Berufsleuten ihrer Wahl je 15 Mi-

nuten über deren Beruf und Werdegang austauschen. Die Schülerinnen und Schüler konnten so verschiedene Berufe kennenlernen und sich von Karrieremöglichkeiten inspirieren lassen. Insgesamt standen 34 Berufsleute aus ganz unterschiedlichen Berufsfeldern für Gespräche zur Verfügung, z. B. Rechtsanwalt, Psychologin, Biologin, Finanzchefin, Bauingenieur, Ärztin, Rohstoffhändler, Grafikerin, etc.

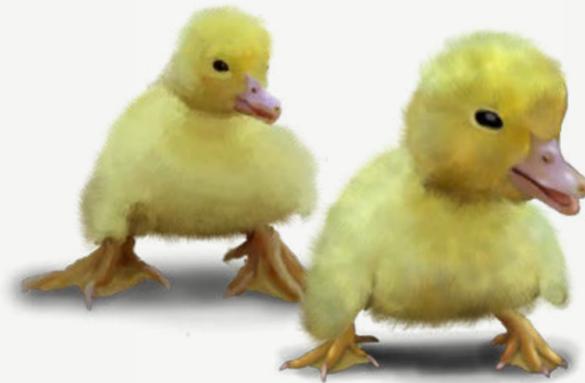
An diesem Vormittag wurden die Berufsleute mit Fragen gelöchert: Wie ist die Work-Life-Balance als Unternehmensberater? Wie oft muss man an einer Ausschreibung teilnehmen, um als Architekt einen attraktiven Auftrag zu erhalten? Welche Ausbildung braucht man, um Private-Equity-Unternehmer zu werden? Die Zeit verging dann auch wie im Flug. Zum Glück gab es beim anschliessenden Lunch noch die Möglichkeit für weitere, informelle Gespräche. Es wurden auch fleissig E-Mail-Adressen ausgetauscht, damit man im Kontakt bleiben konnte.

Das erste Karriere-Speed-Dating wurde also ein voller Erfolg. Besonders gefreut haben mich Rückmeldungen von Schülerinnen und Schülern wie: «Es war sehr spannend und interessant, ich würde sagen, es ist bis jetzt wahrscheinlich der beste Anlass an der Schule, seit ich sie besuche.» und «Sehr toller Anlass. Ich bin sicher, dass sich zukünftige Jahrgänge sehr darüber freuen würden.» Besonders zum Erfolg dieses Anlasses haben unsere berufstätigen Eltern beigetragen, die sich trotz

vollem Terminkalender Zeit für die Jugendlichen nahmen und mit viel Herzblut Einblick in spannende Berufsfelder ermöglicht haben.

Für Mitorganisator Simon Tscharner und die Schulleitung steht fest, dass dieser Anlass auch in Zukunft stattfinden soll, damit noch viele Schülerinnen und Schüler von der Berufs- und Lebenserfahrung der älteren Generation profitieren können. ●

# Character Design



### Digital Painting

Die Schülerinnen und Schüler der dritten Klassen des Gymnasiums haben mit digitalen Werkzeugen der Software Adobe Photoshop Tiere und Maskottchen mit Felltexturen gezeichnet.



# Der deutsche Satz im eisernen Klammergriff

## Eine kleine Grammatikstunde

von Victor Ullate

Leute, die Deutsch lernen, formulieren oft Sätze wie «Gestern ich habe gekauft ein Buch». Es braucht seine Zeit, bis zwei syntaktische Grundregeln für den deutschen Satz verinnerlicht worden sind: Erstens muss die besondere Stellung der Verb- bzw. Prädikatsteile gelernt werden. Die konjugierte (Personal-)Form «habe» und das dazugehörige Partizip «gekauft» (das zur Bildung des Perfekts benötigt wird) treten nicht beieinander auf, sondern verteilen sich links und rechts im Satz und bilden eine sogenannte Satzklammer, ein eigentliches «Gerüst», das den Satz zusammenhält und um das sich die übrigen Bestandteile des Satzes (die Satzglieder) gruppieren.

- Petra **hat** in der letzten Mathematik-Prüfung sämtliche Aufgaben fehlerfrei **gelöst**.
- An der Kreuzung **musste** das Tram nach mehrmaligem Klingeln abrupt **abbremsen**.
- Die Anwältin **legte** ihren Mandanten die Möglichkeiten des Rechtsweges **dar**.

Auch Bestandteile des Verbs (sogenannte Verbzusätze) werden im Satz vom Infinitiv losgerissen und nach rechts verlegt. Dass dieses Phänomen beim Erlernen der deutschen Sprache für gehörigen Ärger sorgt, liegt auf der Hand. Wenn sich jetzt die Deutschschüler:innen in Nebensätzen üben, lauert weiteres Ungemach. Sie dürfen nicht sagen «... weil ich habe gekauft ein Buch», sondern müssen das ganze Prädikat nach hinten rücken und zusätzlich noch neu ordnen: «... weil ich ein Buch gekauft habe». Tiefengrammatiker:innen erkennen sofort, dass hier dieselbe Satzklammer zum Tragen kommt, wobei die linke Position durch eine Subjunktion (jene Wortart also, die den Hauptsatz überhaupt zum Nebensatz macht) besetzt wird, die das konjugierte Verb verdrängt und in die rechte Satzklammer schickt, wo sich manchmal schon andere Verbteile befinden.

- ... **weil** Petra in der letzten Mathematik-Prüfung sämtliche Aufgaben fehlerfrei **gelöst hat**.
- ... **nachdem** das Tram an der Kreuzung nach mehrmaligem Klingeln abrupt **hatte abbremsen müssen**.
- ... **obwohl** die Anwältin ihren Mandanten die Möglichkeiten des Rechtsweges **darlegte**.

Um die beiden Positionen der Satzklammer eröffnen sich sogenannte Felder, die von Satzgliedern besetzt werden oder auch leer bleiben. Somit ergibt sich ein topologisches Grundmuster des deutschen Satzes, das wie folgt aussieht:



Man spricht in diesem Zusammenhang auch vom Feldermodell bzw. topologischen Satzmodell. Grundsätzlich ist festzuhalten, dass jede der fünf Positionen im Schema besetzt oder leer sein kann. In Kürzsätzen wie «Komm!» ist lediglich die linke Satzklammer besetzt, alle übrigen Felder sind leer. Im Satz «Komm mit!» haben wir immerhin eine vollständige Satzklammer (links «Komm» und rechts «mit»), die Felder hingegen sind auch hier unbesetzt. Erst die Besetzung von mindestens einer Satzklammerposition macht eine Wortkette überhaupt zu einem Satz. Eine Äußerung wie «Feuer!» oder «Nicht mit mir.» hat zwar Satzcharakter, gilt aber formal nicht als Satz, da keine Satzklammer vorliegt.

FOTO: MAKAB / STOCKPHOTO

Von den drei Feldern des topologischen Satzmodells ist das Vorfeld im Deutschen wohl das wichtigste. Es kann nämlich, wenn überhaupt, nicht beliebig besetzt werden. Damit sind wir bei der zweiten syntaktischen Grundregel angelangt, die im eingangs erwähnten Beispiel «Gestern ich habe gekauft ein Buch» verletzt wird. Im Vorfeld hat es nur Platz für ein (1) Satzglied: Entweder sagt man «Gestern habe ich ...» oder «Ich habe gestern ...», und nicht, wie zum Beispiel im Französischen üblich, «Hier j'ai acheté un livre».

In den oben aufgeführten Nebensatz-Beispielen ist die Vorfeldposition unbesetzt, der Nebensatz beginnt jeweils direkt mit der Subjunktion (linke Satzklammer). Das Deutsche bietet jedoch einige Wörter bzw. Wortgruppen an, die ebenfalls einen Nebensatz (Verbteile bzw. Prädikat befinden sich alle in der rechten Satzklammer) einleiten können. Es sind dies die Relativpronomen (der, die, das, deren, dessen usw.), die Interrogativpronomen (wer, was, welchen usw.) und die sogenannten Pronominaladverbien (wo, wann, wieso, womit usw.). Pronominaladverbien sind ganz einfach zu erkennen: Es handelt sich um Partikeln, die mit w- beginnen und als Fragewort benutzt werden können. Da all diese Wortformen Satzgliedcharakter haben, besetzen sie im Nebensatz

logischerweise die Position des Vorfelds, während die linke Satzklammer leer bleibt. Das gesamte Verbmaterial wird, wie im deutschen Nebensatz üblich, nach rechts verschoben:

- (die Schulstunden), **die** [VF] Ø [LSK] ich letztes Semester **besucht habe** [RSK].
- (Sie wollten wissen), **mit wem** [VF] Ø [LSK] wir das Ganze **geplant hatten** [RSK].
- ..., **wozu** [VF] Ø [LSK] sie im Übrigen keine Lust **verspürte** [RSK].

Niemand hat sich über diese deutsche Eigenart der Satzklammer humorvoller ausgelassen als der amerikanische Schriftsteller Mark Twain in seinem Pamphlet «The Awful German Language», wo er sich sogar zur Aussage versteigt, in einer deutschen Zeitung müsse man das Verb zum behandelten Gegenstand (MT meinte wohl das Subjekt) in der nächsten Seite suchen. Und manchmal werde jenes, wenn es eilte, gar nicht mehr gedruckt ... Mark Twain hätte vorzügliches Beispielmateriale beim Grossmeister des verschachtelten Langsatzes gefunden, bei Kleist. Nur schon der Einführungssatz zu seiner Novelle «Der Zweikampf» umfasst bis zum ersten Punkt sage und schreibe 97 Wörter und besteht aus 6 Teilsätzen bzw. 6 Satzklammern. Das Mittelfeld des Hauptsatzes, die Wortkette also zwischen linker und rechter Satzklammer («[er] kam ... zurück»), ist aus 24 Wörtern zusammengesetzt. Wer so etwas liest, bleibt in den Worten Twains «in a very exhausted and ignorant state» zurück.

In neuerer Zeit hat Wolfgang Hildesheimer in seinem Büchlein «Mitteilungen an Max über den Stand der Dinge» die Auswirkung gehäufte rechter Satzklammern wunderbar illustriert: «Allmählich wird mir dieser ewig währende Zyklus ein wenig leid, **wozu verschiedene Faktoren, deren Urheber ich in diesem Zusammenhang, um mich keinen Unannehmlichkeiten, deren Folgen, die in Kauf zu nehmen ich, der ich gern Frieden halte, gezwungen wäre, nicht absehbar wären, auszusetzen, nicht nennen möchte, beitragen**».

Versuchen Sie, liebe Leserin, lieber Leser, nun selbst diesen (fett gedruckten) Zwiebelsatz in seine Teilsätze zu zerlegen und jeweils die Satzklammer und Felder zu bestimmen. Als kleine Starthilfe: der innerste Teilsatz ist «der ich gern Frieden halte». Von da an können Sie wie bei einer Matroschka-Puppe die einzelnen Schichten loslösen und analysieren. Viel Spaß! ●

## Lösungen

- 1) **der** [VF] Ø [LSK] ich gern Frieden **halte** [RSK]
- 2) **die** [VF] Ø [LSK] in Kauf zu nehmen ich **gezwungen wäre** [RSK]
- 3) **deren Folgen** [VF] Ø [LSK] nicht absehbar **wären** [RSK]
- 4) Ø [VF] **um** [LSK] mich keinen Unannehmlichkeiten **auszusetzen** [RSK]
- 5) **deren Urheber** [VF] Ø [LSK] ich in diesem Zusammenhang nicht **nennen möchte** [RSK]
- 6) **wozu** [VF] Ø [LSK] verschiedene Faktoren **beitragen** [RSK]

VF = Vorfeld; LSK = linke Satzklammer; RSK = rechte Satzklammer

**Punkttotal für jede richtig bestimmte Position (VF, LSK, RSK) 18**

**Noten nach Punkten** 18=6; 17=5.9; 16=5.5; 15=5.2; 14=4.8; 13=4.4; 12=4; 11=3.6; 10=3.3; 9=3; 8=2.7; 7=2.5; 6=2.3; 5=2.1; 4=1.8; 3=1.6; 2=1.4; 1=1.2

# Wir brauchen Schäden! Wir wollen zahlen!



**Eine Strichzeichnung auf einem Blatt Häuschenpapier – was fällt Ihnen dazu ein? Genau! Mehr als die Hälfte der Schweizer Bevölkerung assoziiert damit die Schadensskizzen der Mobiliar. Wie man ein «langweiliges» Produkt verkauft und wie man sicherstellt, dass dies auch in Zukunft gelingt, war Gegenstand des «Wirtschaftsfrühstücks» an der Kantonsschule Hottingen.**

von Peter Rüttsche

Morgenstund hat Gold im Mund, heisst es, aber Urs Berger, Verwaltungsratspräsident der Mobiliar, hätte nichts dagegen gehabt, wenn die Veranstaltung «Wirtschaftsnachtessen» geheissen hätte, zu der ihn Rektor Daniel Zahno Mitte Juni um 7.30 Uhr in der Aula des Gottfried-Keller-Schulhauses begrüssen durfte. «Gold» hatte er gleichwohl zu bieten, oder im Originalton: «Wir sind die Erfolgreichsten!» Die Mobiliar ist Marktleader in mehreren Angebotssegmenten, und dass der Gast aus Bern stolz darauf ist, ist nachvollziehbar, steht doch der Versicherungskonzern seit 2003 unter seiner Ägide. In den ersten acht Jahren amtierte er als CEO, seither ist er Vorsitzender des Verwaltungsrats. Nächstes Jahr wird er pensioniert. Umso grösser sein Ehrgeiz, dass «die älteste und persönlichste Versicherung der Schweiz fit für die Zukunft» ist, wie man seiner Präsentation entnehmen konnte.

Dass das Geschäftsmodell einer Versicherung kein «Selbstläufer» sei und man auf Eventualitäten aller Art vorbereitet sein müsse, arbeitete der passionierte Unternehmensführer mehrfach heraus. Schon in ihrem ersten Jahr

nach der Gründung 1825 in Murten ging die Mobiliar nämlich Konkurs – weil sie den Fehler gemacht hatte, Prämienzahlungen auch in Naturalien zu erlauben! Eine Neulancierung wurde nötig. Einige Jahrzehnte später brachte der Brand von Glarus 1861 die Gesellschaft an den Rand des Ruins; nur eine Finanzspritze der Stadt Bern von 300'000 Franken hielt sie über Wasser. Eine Versicherung allein konnte solche Grossrisiken nicht decken; Konkurrenten wie die Helvetia und die Baloise, aber auch Rückversicherungen wie die Swiss Re entstanden, die uns heute vertraute Versicherungslandschaft nahm Kontur an.

Das Versicherungsgeschäft beruht auf dem Solidargedanken. Geht die gesellschaftliche Solidarität zurück und untergräbt so das Geschäftsmodell? Tatsächlich beobachtet Urs Berger eine grössere Zurückhaltung, für andere mitzuzahlen (die Fitten für die nicht so Fitten, die Nichtraucher für die Raucher ...). Gleichzeitig entstehen neue Communities (z. B. zum Tauschen von Haushaltgeräten). Private Solidarität mag bei alltäglichen Risiken eine Option sein; «bei grossen Risiken ist das nicht

möglich, hier wird es uns noch für sehr lange Zeit brauchen», zeigte sich der Referent überzeugt.

Um für die Zukunft gewappnet zu sein, müsse eine Versicherung mehr tun, als nur Versicherungen zu verkaufen, war zu erfahren. Das zeigt sich zum Beispiel in der Unterstützung von Klimaforschungs- und Präventionsprojekten (in Zusammenarbeit mit der Universität Bern und der ETH), die ein wichtiger Teil der Nachhaltigkeitsstrategie der Mobiliar ist, wie Urs Berger wiederholt hervorhob. Im Moment führt, wenig überraschend, der Krieg in der Ukraine zu Umsatzeinbussen und Turbulenzen auf den Märkten, nicht nur im Rohstoffsektor, sondern auch an den Börsen («Wir haben beträchtliche Summen anzulegen, das geht nicht spurlos an uns vorbei»). Eine Frage, der sich die ganze Branche stellen muss, ist zudem das Risiko künftiger Pandemien.

Um «fit für die Zukunft» zu sein, geht das Unternehmen auch Partnerschaften ein, zum einen mit Raiffeisen, zum anderen mit Ringier. Dabei interessiert es die Mobiliar, wie der Medienkonzern den Zusammenbruch seines tra-

ditionellen und den Aufbau eines neuen Geschäftsmodells bewältigen konnte – und wie dies im eigenen Geschäftsfeld möglichst proaktiv bewerkstelligt werden kann.

Der Einsatz künstlicher Intelligenz und des vielbeschworenen Metaverse nahm in den Ausführungen von Urs Berger eine wichtige Rolle ein – Unsicherheit inklusive: Mit der 3D-Brille im virtuellen Sitzungszimmer, ist das wirklich die Beratungsform von morgen oder nur eine Spielerei? Der Verwaltungsratspräsident wandte sich mit dieser Frage direkt ans jugendliche Publikum. «Zu unpersönlich, entspricht nicht dem Image der Mobiliar», war aus der Schülerschaft zu hören, aber auch: «Das hängt von der Entwicklung der Gesellschaft ab, die Mobiliar muss sich halt anpassen.» Der Firmenchef winkte ab: «Wir können nicht darauf warten, wir müssen uns frühzeitig darauf einstellen.»

Auch wenn der Besuch beim Kunden in Zukunft wohl irgendwann die Ausnahme sein wird, die persönliche Beziehung zur Kundschaft darf nicht leiden. Ob analog oder digital: die Nähe muss da sein. Ein wichtiger Garant dafür ist im Fall der Mobiliar die Organisation des Unternehmens: Ihre 80 Generalagenturen sind nahe an der Kundschaft, und als Genossenschaft müsse sie nicht die Hälfte des Gewinns an die Shareholder abgeben, so Urs Berger. Vielmehr fliesst dieses Geld – dieses Jahr sind es 180 Mio. Franken – zurück zu den Kundinnen und Kunden.

Die Pflege der Kundenbindung sei in seinem Geschäft sowieso schwieriger als anderswo, ergänzte der Referent: Eine Versicherung sei ja eigentlich ein ziemlich spezielles Produkt – als Gegenleistung für die Prämie erhalte man «nichts ausser einem Versprechen für die Zukunft». Wirklich nahe (und emotional beeinflussbar) sei die Beziehung zwischen Versicherung und Kundin bzw. Kunde nur im Schadensfall. Darum predige er seinen Leuten: «Wir brauchen Schäden! Wir wollen zahlen!» Auch die Schadensregulierung findet in der Generalagentur statt.

Ist dieses Credo nicht eine Einladung zum Betrug? Urs Berger stellte in der Fragerunde die Relationen klar: Auf 200'000 Schadensmeldungen pro Jahr kommen ein paar hundert Betrugsfälle. Bei Bagatelldfällen sei es schon aus Effizienzgründen sinnvoll, kulant zu sein. «Was nicht heissen soll, dass wir nicht genauer hinschauen, wenn sich jemand alle drei Wochen mit einem neuen Problem meldet.» Und natürlich kennen die Fachleute auch all die Tricks, mit denen die Versicherung übers Ohr gehauen werden soll: «Manche Leute versuchen Hagelschäden am Auto mit einem Hämmerchen zu simulieren. Pech für sie, dass wir das nachweisen können ...»

Auch wenn allfällige Hoffnungen auf ein paar Tipps, wie man der Versicherung ein Schnippchen schlagen kann, enttäuscht wurden: Mit seinen kurzweiligen Ausführungen und offenerherzigen Einblicken ins Innenleben eines Versicherungskonzerns gelang es Urs Berger, ein plastisches Bild seiner Arbeit als Verwaltungsratspräsident zu vermitteln. Und nach dieser geballten Ladung Wirtschaft hatte sich das aktive Hottinger Publikum sein verspätetes Frühstück redlich verdient. ●

Peter Rüttsche ist Dozent an der Schule für angewandte Linguistik (SAL) und Redaktor von Schule & Leben, der Zeitschrift des Vereins Ehemaliger der Kantonsschule Zürich

FOTO: STEFAN KÜBLI

# Welcher Littering-Typ sind Sie?

Ein Smart-Dropper oder ein Stress-Dropper?



von Thomas Schellenberg

Gerade im Sommerhalbjahr fahre ich gerne mit dem E-Bike zur Arbeit. Ich geniesse es, durch den frischen Morgen zu radeln, den Sonnenaufgang im Rücken. Die Hitze des Tages ist dann erst eine Vorahnung, insbesondere in den Wäldern ist es noch kühl. Über den Feldern schrauben sich die Greifvögel in den Himmel und auf den frisch gemähten Wiesen suchen Störche und Graureiher nach Nahrung. Doch dann kommt ein Streckenabschnitt, der links

und rechts mit Abfall gesäumt ist: Cola-Dosen, Zigarettensammel, Chipspackungen, Zeitungen, Sandwichpapier, Energydrink-Dosen ...

Littering ist heute vielerorts ein Problem. Im Juni schrieb der Tages-Anzeiger, Zürich versuche es im Sommer 2022 unter anderem mit zusätzlichen und vor allem extra grossen Abfalleimern. Ob diese den erhofften Erfolg bringen und die besonders betroffenen Gebiete der Stadt, z. B. die diversen Wiesen rund ums Seebecken, weniger zugemüllt werden als in vorangehenden Sommern, wird man im Herbst wissen.

Schweizweit ist es vor allem die IGSU, die «Interessengemeinschaft saubere Umwelt», die sich gegen das Littering engagiert. Sie besteht aus den drei Mitgliedern IGORA (Genossenschaft für Aluminium-Recycling), PRS (Verein PET-Recycling Schweiz) und VetroSwiss (Organisation für Glas-Recycling). Die drei Mitglieder haben also ein ureigenes Interesse, dass ihre Aluminium-, PET- und Glasverpackungen unsere Umwelt nicht zu sehr zumüllen.

Auf der Website igsu.ch stellte ich erfreut fest, dass es eine Unterseite zur wichtigen Frage nach den Ursachen von Littering gibt. Die erhoffte einfache Antwort erhielt ich da jedoch nicht – wäre auch zu schön gewesen – denn das Problem sei gesellschaftlicher Art und vielschichtig. Dafür zeigt die Seite eine interessante Grafik zu den verschiedenen Littering-Menschentypen, die es geben soll. Da wird beispielsweise zwischen dem Smart-Dropper und dem Stress-Dropper unterschieden. Während der Erstgenannte seinen Abfall anscheinend relativ gezielt an einfallreichen, aber eben falschen Orten platziert, fehlt Letzterem schlicht die Zeit, den Abfall korrekt zu entsorgen.

Dass jemandem zu gestresst ist, um den eigenen Abfall in die nächste Mülltonne zu befördern, finde ich definitiv bedenklich, der Littering-Typ «Job-Vermittler» liess mich dann aber erst richtig nachdenklich werden. Dieser Typ soll nämlich der Meinung sein, mittels Littering Arbeitsplätze zu schaffen und somit im Grunde etwas Gutes zu tun! Da frage ich mich, ob ich mir schon bald werde anhören müssen, dass ich mit dem ewig korrekten Entsorgen meines Abfalls Arbeitsplätze vernichte oder gar das Wirtschaftswachstum bremse? Dabei habe ich bis heute noch nie jemanden gesehen, der zu jedem Stück Abfall eine Münze legt und so die Arbeitsplätze auch finanziert, die dank Littering angeblich geschaffen würden. Die Finanzierung der Beseitigung des nicht korrekt entsorgten Abfalls wird stattdessen der öffentlichen Hand überlassen. Viel Litter wird zudem in Fronarbeit entsorgt. Vor allem die Landwirte können davon ein Lied singen. Ob sich die Litterer des Typs «Job-Vermittler» schon mal gefragt haben, wie viel ein Bauer pro aufgehobener Red-Bull-Dose wohl verdient?

Ja, gäbe es einen Lohn fürs Aufheben und Entsorgen von Litter, die Sache sähe anders aus. Genau das will die App LitterLotto erreichen. Zwar erhält man damit für das Beseitigen von Abfall nicht automatisch und in jedem Fall einen Lohn, aber man kann mit jedem Stück, das man korrekt entsorgt, an einer Gewinnziehung teilnehmen. Schon auf dem ersten Waldspaziergang nach der Installation der Gratis-App suchte ich mit meiner Familie überall nach Abfall, entsorgte ihn korrekt und hoffte auf einen Gewinn.

Das betroffene Teilstück meines Arbeitsweges habe ich zwar bis heute nicht vom Abfall befreit, aber ich werde wieder LitterLotto spielen. Es macht Spass und gibt einem ein gutes Gefühl. Versuchen Sie's doch auch mal! Zumindest der Lohn des gespannten Nervenkitzels einer Gewinnziehung sowie einer sauberen Sache sind Ihnen sicher. ●

# Was Menschen besser können, sollen Menschen tun

**Ob als Gesichtserkennung oder maschinelle Übersetzung, als Diagnosehilfe beim Arztbesuch oder als algorithmengestützte «personalisierte Vorschläge» auf Social-Media-Plattformen: Künstliche Intelligenz ist überall – auch wenn wir sie nicht bemerken. Welche Chancen und welche Risiken eröffnet sie? Werden «intelligente Systeme» uns die Arbeit erleichtern – oder wegnehmen? Im «Forum» an der Kantonsschule Hottingen wurde Mitte Mai nach Antworten auf diese drängenden Fragen gesucht.**

von Peter Rütsche

«Künstliche Intelligenz» (KI) ist ein Begriff, der nach Science-Fiction tönt – und doch ist sie heute Fakt, wenn auch vielleicht in anderer Form als erwartet. Mit diesen Worten empfing Rektor Daniel Zahno die Schülerschaft («nach zwei Jahren Corona wieder einmal in der Aula») zu einer Podiumsveranstaltung im Spannungsfeld von technologischen und kommerziellen Versprechungen einerseits, gesellschaftspolitischen und rechtlich-ethischen Herausforderungen andererseits. Auf den ersten Blick kam dieses Spannungsfeld auch in der Zusammensetzung der Gesprächsrunde zum Ausdruck. Marc Stampfli, der Schweiz-Chef von Nvidia, dem Marktführer für Chips im KI-Bereich, bombardierte das Publikum mit einschlägigen «Facts & Figures» und führte mit mehreren Werbefilmen das Verheissungspotenzial der Technologie eindrücklich vor Augen.

Christophe Schneble vom Institut für biomedizinische Ethik der Universität Basel übernahm die Rolle des Mahners. Er hatte quasi «Heimvorteil», hat er doch selber in Hottingen die Schulbank gedrückt. «Die Ethik soll Anwendungsmaßstäbe für die KI formulieren», erläuterte er seine Aufgabe. «Da sind Fragen wie: Wird unsere Praxis gerechter? Fördert sie Autonomie? Verhindert sie Schaden? Trägt sie zu einem wünschenswerten Leben bei, z. B. durch Verringerung von Monotonie oder gefährlicher Arbeit?» So einleuchtend diese Ziele sind, so schwierig kann es sein, sie in einer bestimmten Situation zu erreichen, wie er den Jugendlichen mit seinem «Moral Machine Experiment» demonstrierte: Angenommen, Ihr vollbesetztes, selbstfahrendes Fahrzeug bewegt sich auf einen Fussgängerstreifen mit mehreren Passanten zu, und zwar in überhöhtem Tempo, so dass rechtzeitiges Abbremsen nicht mehr möglich ist. Soll die automatische Steuerung den Wagen gleichwohl in Richtung Fussgänger lenken – oder direkt ins danebenliegende Hindernis hinein, mit tödlichen Folgen für die Insassen? Wessen Tod soll die KI in Kauf nehmen? So unentscheidbar diese Frage klingt, so wenig es hier eine «richtige» Lösung gibt: die Gesellschaft (bzw. der Gesetzgeber) wird eine Antwort finden müssen.

**«Algorithmen sind dumm»**  
Dritter im Bunde der Diskutanten war Umberto Michelucci. Angesichts seiner Funktion – er ist KI-Verantwortlicher der Helsana Versicherung – musste man sich auf einen detaillierten Überblick über die Einsatzmöglichkeiten im Business gefasst machen. Dies hätte aber das Gleichgewicht auf dem Podium kippen lassen können. So wählte er sinnvollerweise einen die Positionen seiner Gesprächspartner verbindenden Part: Er erklärte, wie die sagenumwobenen Algorithmen der KI funktionieren – im Guten wie im Schlechten. Denn «Algorithmen sind dumm». Auch wenn man den Computer mit noch so vielen Daten füttert: wenn diese Daten tendenziös sind, sind es auch die «intelligenten» Schlussfolgerungen, die das Programm zieht. Der Referent machte dies am Beispiel der häufigen Kopplung von «Muslim» und «Terrorist» deutlich, auf welche die KI bei ihrer statistischen Auswertung des Datenmaterials stossen dürfte. Dass diese Assoziation weniger eine «objektive Tatsache» ist, sondern vielmehr die Folge einer polarisierten Öffentlichkeit, in der extreme Ansichten (gerade auch durch KI-Algorithmen in den sozialen Medien!) überrepräsentiert sind, durchschaut die Software nicht.

Das gab auch Industrie-Vertreter Marc Stampfli sofort zu: «Die künstliche Intelligenz ersetzt die menschliche nicht, denn es handelt sich bei ihr gar nicht um Intelligenz.» Der Begriff sei nur ein Etikett, das dem ganzen Forschungs- und Anwendungsbereich aufgeklebt

worden sei. «Jede KI ist nur so gut wie die Daten, mit der man sie füttert.» Und stiess damit ins gleiche Horn wie Ethiker Christophe Schneble: «Wenn man fragt, ob die KI immer schneller, effizienter, ja «objektiver» als der Mensch ist, dann gibt es darauf nur eine Antwort: jein.»

Wenn die Meinungen der Podiumsgäste zur Konsonanz tendieren, ist es Aufgabe der Gesprächsleitung, die Diskussion zu befeuern. Co-Moderator Dieter Bachmann, der in Hottingen Physik unterrichtet, vermochten die Fähigkeiten des von Umberto Michelucci exemplarisch ausgewählten Sprachverarbeitungsmodells GPT-3 im Bereich der Textgenerierung und Übersetzung nicht zu überzeugen: «Für einen Informatiker mag das ja schon überwältigend sein, aber was die sprachliche und textliche Qualität anbelangt ... na ja ...» Schlagendstes Beispiel: Als der Computer gebeten wurde, eine Geschichte über einen übergewichtigen Hamster weiterzuspinnen, fiel ihm nichts anderes ein, als diesen sich munter weiter vollstopfen zu lassen, mit dem absehbaren Resultat, dass das Tier am Ende des Abschnitts tot war. Das mag in der Realität zutreffen, aber es ist eben keine Geschichte, wie jeder «intelligente» menschliche Erzähler weiss.

### Es gibt nicht eine, sondern zwei künstliche Intelligenzen

Leider unterliessen es die drei Referenten, in ihren einführenden Referaten ein zentrales Element der Diskussion über KI herauszuarbei-

ten: die Unterscheidung zwischen «starker» und «schwacher» KI (engl. «narrow AI»). In den populären Vorstellungen dominiert die «starke» KI; in der praktischen Umsetzung handelt es sich dagegen immer um «schwache» Anwendungen. Die KI ist – zumindest bis heute – nur sehr domänenspezifisch einsetzbar; je enger definiert ihre Aufgabe, desto besser das Resultat. Darum erweist sie sich z. B. in der medizinischen Diagnose als sehr hilfreich. Musste ein Arzt bisher Hunderte von MRI- oder CT-Bildern studieren, kann dies ein Computerprogramm (wenn es genau weiss, wonach es suchen soll) viel zielgerichteter tun, bewarb Nvidia-Vertreter Stampfli sein einschlägiges Produkt Clara. «Und die Ärzteschaft gewinnt Zeit, die sie den Patientinnen und Patienten widmen kann», sekundierte Christophe Schneble. Aus medizinethischer Sicht offenbar ein klarer Fall.

Sobald eine «eng» fokussierte Software auf einen nicht vorgesehenen Fall stösst, ist sie sofort überfordert, wie in Umberto Micheluccis Beispielen mehrfach sichtbar wurde. Die sog. «starke» KI ist dagegen, wie der Mensch, in hohem Grad adaptiv. Eine solche KI-Anwendung existiere noch nicht, so die einhellige Auskunft der drei Experten auf Nachfrage des Moderators. Dafür wäre es nötig, die verschiedenen sektoriellen Modelle (zur Sprachverarbeitung, zur Bilderkennung etc.) zu integrieren. An der Rechenpower scheitert dies jedenfalls nicht – die Rechnerleistung verdoppelt sich, so Marc Stampfli, alle 12–18 Monate. Auch die

Datenmenge nehme kontinuierlich zu (auf unvorstellbare 175 Zettabytes bis 2025) – und «Daten sind das Benzin der KI». Stichwort Energie: Die KI sei doch ein Energiefresser sondergleichen, wurde seitens der Schülerschaft zu bedenken gegeben. Doch auch darin sah der Industrievertreter kein Hindernis: Die Technologie sei grundsätzlich auf möglichst grosse Energieeffizienz angelegt. «Früher brauchte man 2000 Server, heute reicht eine Grafikkarte.»

### Geld oder Geist?

Zu den ökologischen Bedenken gesellte sich die Befürchtung wachsender Ungleichheit. Die KI-Entwicklung sei extrem teuer, nur die reichsten Firmen könnten sie sich leisten, wandte Prorektorin Madeleine Oelen ein, die als Co-Moderatorin für den erkrankten Olivier Bitterlin eingesprungen war. Ob das nicht eine gesellschaftliche Gefahr darstelle? Sie schien damit einen Nerv bei der Schülerschaft zu treffen; jedenfalls erntete ein jugendlicher Applaus in der Runde, als er apodiktisch feststellte: «Das Gefährliche an der KI sind die Firmen und Menschen, welche die KI besitzen.» Umberto Michelucci konzedierte: «Es stimmt schon, was Google tut, ist nur bei Google möglich. Aber es geht halt auch um extrem anspruchsvolle Projekte.» Das Hauptproblem sei tatsächlich weniger das Geld als das Wissen, das nötige «Skillset», ergänzte Marc Stampfli von Nvidia. Doch die Schweiz sei glücklicherweise in diesem Forschungsfeld sehr gut aufgestellt; es

böten sich gute Gelegenheiten auch für KMUs und Startups (sofern die Teilhabe unseres Landes an den grossen internationalen KI-Projekten nicht aufgrund der Turbulenzen im Verhältnis zur EU blockiert sei, wandte Christophe Schneble dazu ein).

Die Entwicklung der «schwachen» KI ist also unübersehbar, diejenige der «starken» zumindest nicht illusorisch («Die «starke» KI wird irgendwann da sein, nur werden wir es gar nicht bemerken», prophezeite Umberto Michelucci). Stellt sich nur noch die Frage, wie sich dies auf die künftige Arbeitswelt auswirken wird. «Wir bilden hier ja junge Leute fürs Berufsleben aus», rief Co-Moderatorin Madeleine Oelen in Erinnerung. «Sind ihre Jobs gefährdet? Wird die Arbeit an Maschinen outgesourct?» Marc Stampfli gab Entwarnung: «Was Menschen besser können, sollen Menschen tun.» Es gehe darum, «dem Menschen seine Menschlichkeit zurückzugeben», indem man ihn z. B. von monotonen Arbeiten befreie. Und von einem Fließbandjob oder Ähnlichem dürfte ja wohl kaum jemand im Auditorium geträumt haben ... ●



# Denkpause

von Barbara Ingold

Zehn-Uhr-Pause. Ich eile durch die Gänge zum Lehrerzimmer, wo eine Kollegin ihren Abschied mit Sprüngli-Brioche feiert, da fängt mich eine sympathische Erstklässlerin mit offenem Laptop und Hundeblick ab: «Hätten Sie einen Moment Zeit, bitte?» – «Nicht wirklich, ich muss ...» – «Wir machen nämlich eine kleine Umfrage im Zusammenhang mit unserer Deutschlektüre.» Damit hat sie die Deutschlehrerin natürlich am Haken. «Dauert es lange?» Die Schülerin wittert ihre Chance: «Nein, es sind nur fünf Fragen. Fünf Minuten vielleicht?» Eigentlich habe ich auch keine fünf Minuten, aber bevor sie noch anfängt zu wedeln, willige ich ein und wir setzen uns an einen Tisch. Die Schülerin strahlt und legt nach kurzer Einführung ins Lektürethema los:

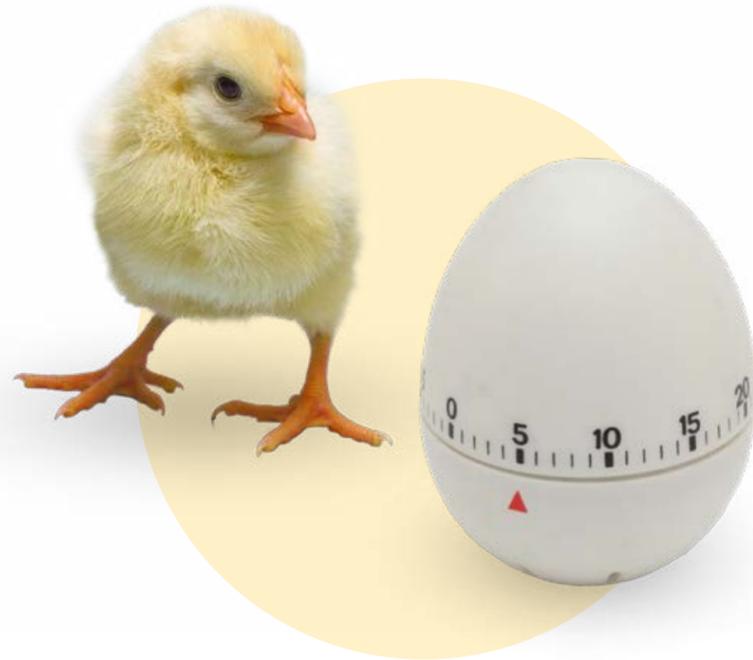
«Was würden Sie jemandem entgegenen, der sagt, dass nichts im Leben Sinn macht?» Die Frage detoniert in meinem Kopf wie eine Granate, versprengt Gedanken in alle Richtungen und löst eine Kaskade von Gegenfragen aus, denn mit «Sinn» kann ja, je nach Kontext, «Zweck», «Bedeutung», «Wert» oder gar «Bedeutsamkeit» gemeint sein. Mir brummt der Schädel. Der Sinn des Lebens – in fünf Minuten!

Eine Zumutung, wenn man bedenkt, dass Generationen von Philosophen ein ganzes Leben lang Zeit hatten, diese Frage zu ergründen. Warum nicht gleich «Gibt es Gott?», aber das kommt vielleicht noch, es sind ja fünf Fragen. (Ciao, ciao Brioche!) Die Schülerin lächelt arglos, während mein überlastetes Grosshirn zu formalistischen Übersprunghandlungen ansetzt: Sinn machen ist ein Anglizismus, es müsste eigentlich Sinn ergeben heissen ... Ich verkneife mir diese Bemerkung jedoch, versuche mich zu sammeln und endlich eine Antwort auf die Behauptung zu geben, dass nichts Sinn mache. Meiner Ansicht nach hat nichts einen intrinsischen Wert, nichts ergibt aus sich heraus Sinn, selbst wenn es scheinbar einen Zweck erfüllt. Sinn als Bedeutung, Bedeutsamkeit oder Wertigkeit schreiben wir den Dingen zu, wir stellen Sinn also selber her. Aufgrund dieser Prämisse dürfte auch die menschliche Existenz keinen intrinsischen oder übergeordneten Sinn haben. Man kann zwar in alles eine Bedeutsamkeit hineininterpretieren, doch bleibt dieser Sinnzusammenhang stets ein subjektiver und kein absolut gültiger. Was also würde ich unserem Nihilisten entgegenen? Dass er recht hat. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob die Schülerin verstanden hat, denn die nächste Frage wäre nun eigentlich hinfällig:

«Warum streben Sie danach, dass etwas einen Sinn haben muss?» Nun, wenn ich gar nicht glaube, dass irgendetwas einen inhärenten Sinn hat, erwarte ich folglich auch nicht, dass es einen haben muss. Aber dieses Etwas muss präzisiert werden: Ist damit eine Sache, eine Tätigkeit oder das Leben gemeint? Die

## Der Sinn des Lebens – in fünf Minuten!

## Warum nicht gleich «Gibt es Gott?», aber das kommt vielleicht noch, es sind ja fünf Fragen.



Schülerin zögert, tippt auf «Leben» und modifiziert die Frage: «Warum stellen sich Menschen die Frage nach dem Sinn des Lebens?» Meine Vermutung: Weil wir dazu in der Lage sind. Ich bezweifle jedoch, dass die Frage nach dem Sinn des Lebens universell ist. Ich vermute, dass sie sich erst ab einem bestimmten Wohlstand überhaupt stellt, denn die Sinnfrage setzt einen Gestaltungsspielraum voraus: Je mehr Optionen sich einem da bieten, desto mehr nicht unmittelbar überlebensnotwendige Entscheidungen können getroffen und auf Sinnhaftigkeit hin reflektiert werden. Solange der Mensch noch mit der Sicherung des nackten Überlebens beschäftigt ist, besteht

hierzu kein Anlass – der schiere Überlebenstrieb schafft Bedeutsamkeit und erübrigt die Sinnfrage. In der Überflussgesellschaft scheinen wir diesen instinktiv sinnstiftenden Lebenserhaltungstrieb intuitiv zu vermissen und versuchen, ihn intellektuell zu kompensieren. Kurz: Je sicherer die Lebensverhältnisse, je höher der Wohlstand, desto eher rückt die Sinnfrage in den Fokus. Eine etwas steile Hypothese vielleicht, aber die Schülerin nickt zustimmend und fährt fort:

«Inwiefern sind Sie sicher, dass das, was Sie im Leben tun, sinnvoll ist?» Ich bin mir dessen keineswegs sicher, räume ich ein, aber ich empfinde mein Tun dann als sinnvoll, wenn es in seinen Konsequenzen mehr nützt als schadet, also möglichst positive Auswirkungen hat für mich und andere. Vielleicht vor allem für andere, denn es ist ja letztlich die positive Resonanz des eigenen Wirkens, die einem ein

Gefühl von Sinnhaftigkeit und Bedeutsamkeit der eigenen Existenz gibt. Irgendeine Form von Engagement für die Gemeinschaft ist sicher eine gute Präventionsmassnahme gegen Sinnkrisen. «Und wie entscheiden Sie, ob etwas mehr oder weniger Sinn macht?», legt die Schülerin nach. Falls mit «etwas» Tätigkeiten gemeint sind, dann ist der Gradmesser folglich das mit den Auswirkungen dieser Tätigkeit verbundene Mass an Freude für mich und andere (kurz- oder langfristig betrachtet). Die Schülerin nickt, tippt, lächelt und stellt die letzte, im doppelten Wortsinn finale Frage:

«Wozu stellt man die Frage nach dem Sinn des Lebens?» Schwierig. Um unser Gellungsbedürfnis zu befriedigen? Als soziale Tiere haben wir ja ein angeborenes Bedürfnis nach Anerkennung und darin gründet vielleicht auch die Sehnsucht nach Bedeutsamkeit unserer Existenz. Unter vorzivilisatorischen Lebensverhältnissen wird diese Sehnsucht automatisch durch die überlebensnotwendige Sippenzugehörigkeit gestillt. Elternschaft tut dies sicher auch weitgehend. In einer individualisierten Wohlstandsgesellschaft wie der unseren jedoch ist es schwieriger geworden, sich wichtig und wertvoll zu fühlen. Dafür muss man sich etwas einfallen lassen – eben einen Lebenssinn suchen.

«Ist das gut so?», frage ich. «Ja, das ist sogar sehr gut!», strahlt die Schülerin. Mit bewundernswürdiger Fingerfertigkeit tippt sie den letzten Satz meiner (im O-Ton natürlich etwas knapperen) Antworten in ihr Laptop und entlässt mich aus der vielleicht anstrengendsten Pause meiner Karriere. Es reicht zum Glück noch knapp für ein Brioche und Adieu im Lehrerzimmer. 10 Minuten Denkpause. Sollte man öfter mal einlegen. ●

# Wenn andere zahlen, hört der Spass auf!



von Thomas Preu

Ich möchte Zahlen mit Währungseinheiten hinterdran – das ist ja das Hauptgeschäft der Wirtschaftsschule, könnte man meinen – als Aufhänger nehmen, um wieder einmal über ernstere Themen zu schreiben.

Geldbeträge kommen im Mathematikunterricht zwar auch gelegentlich vor, im Rechnungswesen, in dem ja alle Schüler:innen der Kantonsschule Hottingen unterrichtet werden, spielen sie aber die Hauptrolle. Das schöne Buch «Alles wird Zahl» von Thomas de Padova – ein Buch über Kultur, kein Mathematikbuch – zeichnet die Entwicklung der Mathematik in der Renaissance nach: Techniken wie die doppelte Buchführung wurden in Norditalien im Handel unerlässlich, was den Übergang von den rechentechnisch unhandlichen römischen Zahlen zu den indisch-arabischen Zahlen entscheidend beschleunigte.

Diese effizientere Zahldarstellung war ein erster Schritt zur extrem abkürzenden, aber ungemein zweckmässigen Formelschreibweise, wie sie dann immer weiter herausgebildet wurde. Ein Beispiel wie Geldbeträge sich positiv auf die europäische Kultur ausgewirkt haben.

Ein Maleranzug – 4.95 CHF, 50 Stück Schutzmasken – 6.80 CHF, 100 Stück Luftballons – 6.95 CHF; alles eher günstige Artikel. Dieses Jahr haben die Hottinger Maturand:innen so ausgerüstet die Schule gestürmt, an einem Maturstreich, der ohne Absprache mit der Schulleitung auf eigene Faust vorverlegt wurde. Für mich hat der Maturstreich eine pädagogische Funktion: die in einer Demokratie notwendige Relativierung von Autoritäten wie etwa der Lehrer:innenschaft aufzuzeigen und der neuen Generation einmal die Macht zu überlassen, mit der sie verantwortungsvollen Umgang zeigen soll und kann.

Schauen wir uns an, ob dies gelungen ist. Aus der Kleiderwahl (Maleranzug, Schutzmaske), die an Coronaschutzmassnahmen erinnern soll, wird eine Kritik deutlich: die Jungen seien bei den Coronamassnahmen hintangestellt worden und zu kurz gekommen – das mag durchaus zutreffen, also ein berechtigtes Anliegen, was mit dem Zweck des Maturstreichs, Kritik an Autoritäten zu üben, übereinstimmt. Mit der Schule ist der Adressat dieser Kritik aber der falsche. Eine Demonstration vorm Bundeshaus wäre allerdings schwieriger zu

organisieren als ein Maturstreich, zumal ungeliebte Trittbrettfahrer (Coronaleugner) das Ziel verwässern würden und das jüngst verschärfte Berner Demonstrationsrecht wohl härter durchgreift als die Zürcher Polizei beim Maturstreich.

Aus dem Schutz der verummten Masse heraus haben einige Maturand:innen wie folgt gehandelt: Räume und Gegenstände wurden mit Seifenlauge, Bier oder Vergleichbaren aus Wasserpistolen oder anderweitig bespritzt, auf eine Art, dass eine Spezialfirma zur Reinigung geholt werden musste, weil der Hausdienst mit den Standardmitteln damit nicht fertig wurde. Jüngere Schüler:innen wurden gegen ihren Willen festgehalten und im Gesicht mit Kritzeleien und Worten beschmiert. Eine Lehrperson wurde mit einem Wasserballon (siehe Luftballons) gezielt am Kopf attackiert: Sie trug so schwere Kopfverletzungen davon, dass sie zeitweilig Wahrnehmungsprobleme (Sehen, Hören) hatte und für vier Tage krankgeschrieben werden musste.

Mit geringem Geldaufwand (siehe oben) wurde also nicht nur enormer, geldwerter Sachschaden angerichtet, sondern eigentlich nicht mit Geld aufzuwiegender Schaden an Menschen – es gab noch mehr Abstossendes – waren also nicht gegen die Autorität der Lehrer:innen gerichtet, sondern gegen Putzpersonal und jüngere Schüler:innen bzw. völlig verhältnisslos, denn Verletzungen am Kopf sind keine Kritik, die den Namen verdient. Die Macht wurde kollektiv ergriffen, Verantwortung wurde aber keine übernommen: Bis zum Schuljahresende wurden die Schäden nicht beglichen, die einzelnen Übergriffen genossen bis jetzt den Schutz des verummten Kollektivs und bekennen sich nicht zu ihren Handlungen.

Der pädagogische Zweck des Maturstreichs wurde also nicht nur nicht erreicht, alle Schüler:innen – nicht nur die, die abschliessen – müssen eigentlich die Fehllehre mitgenommen haben, dass man mit Regelübertretung zum eigenen «Spass» und Schaden anderer davonkommen kann. Gefährlich!

Im Nachgang wurde schülintern viel diskutiert, wie man damit umgehen soll. Ein Vorschlag war, keinen Apéro nach der Maturfeier auf Schulkosten zu veranstalten und das Geld für die entstandenen Schäden zu verwenden. Dieser Vorschlag wurde verworfen: Er sei eine Kollektivstrafe, solche Kollektivstrafen seien per se unangemessen.

Ich persönlich war und bin nach wie vor für die Umverteilung der Geldbeträge vom Apéro zur Schadensbegleichung. Wie oben ausgeführt, sind die Verfehlungen der Maturand:innen durch ihr Kollektiv gedeckt, entsprechend sind auch Kollektivmassnahmen gerechtfertigt. Besonders überzeugt mich folgendes Argument: Wenn die Verantwortlichen, einzelne Maturand:innen, nicht Farbe bekennen und die Gesamtheit der Maturand:innen keine Konsequenzen tragen muss, dann kommt das einer Kollektivstrafe für die Gesellschaft gleich. So oder so läuft es also auf eine Kollektivstrafe hinaus, wobei die Haftung durch die Gesellschaft in meinem Dafürhalten ein viel grösseres Unrecht ist als die Haftung durch die Maturand:innen.

Im Detail: Der entstandene Schaden (Reinigungskosten, Arztkosten, Krankschreibung, etc.) wird von den Steuerzahler:innen getragen, nicht von den verursachenden Maturand:innen. Den Schaden der ausgefallenen Unterrichtslektionen wegen der verletzten Lehrpersonen müssen sowieso andere Schüler:innen tragen als Maturand:innen. Und der gesellschaftlich grösste Schaden besteht wohl darin, dass Schüler:innen fehlern, dass sich Verantwortungslosigkeit auszahlt und man Schaden auf die Gesellschaft abwälzen kann: (Spass-)Gewinne privatisieren, Verluste sozialisieren.

Die Kantonsschule Hottingen nennt sich «die Kantonsschule für Wirtschaft und Recht». Ist also Geld, wie eingangs angedeutet, unser Hauptgeschäft? Nein! Unser Bildungsziel, sowohl im Gymnasium als auch leicht anders in der Handels- und Informatikmittelschule, besteht in Studierfähigkeit und vertiefter Gesellschaftsreife.

Dazu gehört, dass wir beispielsweise den Beitrag des Rechnungswesens zur Kulturtechnik Mathematik würdigen, Schüler:innen in die Lage versetzen, zwischen Kosten und Nutzen ihres Handelns verantwortlich abzuwägen und gegebenenfalls für Konsequenzen geradzustehen, und dass sie nach Schulabschluss ihren persönlichen Profit nicht masslos über das Gemeinwohl stellen. Am Erreichen dieser Ziele muss sich die Kantonsschule Hottingen messen lassen. ●

Diplomjahrgang 1965  
Autodidaktin diverse Sprachen  
Technische Übersetzerin  
Journalistin (Aargauer Zeitung /  
Lenzburger Bote)



Hanny Dorer-Mathieu

Maturjahrgang 2015  
Hotelfachschule Lausanne (EHL)  
Entrepreneur (Weinfirma Vikarus /  
Eventmanagement More Life)



River Soellner



Nicholas Reppas

Maturjahrgang 2011  
Studium Maschinenbau (FHNW)  
mit MBA (Uni Bologna)  
Lead Hydrogen Power Systems  
bei Hitachi Sustainable Energy

# Homecoming Day 2022

von Barbara Ingold

600 Würste wurden gebraten um die mindestens ebenso zahlreichen Gäste am diesjährigen Homecoming Day zu verpflegen, dazu Brot, Käse, Knabbereien und ein Bierchen vom Fass oder ein Gläschen Wein (der Rosé gesponsert vom Ehemaligenverein) und zur Abrundung etwas vom üppig dotierten Kuchenbuffet ... Es stimmte einfach alles, ja sogar das Wetter, die grosse Unwägbarkeit bei Grossanlässen.

Nach zwei Jahren Corona-Pause freuten sich alle auf und über den dritten KSH Homecoming Day, die erwachsene Nachfolgeveranstaltung unseres legendären KSH-Gartenfests für ehemalige (statt aktive) Schülerinnen und Schüler. «Wiedersehen macht Freude», würde das Motto lauten, wenn es denn eines solchen bedürfte. Es waren Abschlussjahrgänge von den frühen 60ern des letzten Jahrhunderts bis 2020 vertreten, samt deren pensionierten und amtierenden Lehrpersonen, die Stimmung beschwingt und herzlich.

Es ist immer wieder spannend, welchen Weg die Schülerinnen und Schüler eingeschlagen haben und was sie so umtreibt. Erinnerungen werden wach, alte Anekdoten zum Besten gegeben, es wird viel gefragt, gelacht und diskutiert. Dazwischen auch Herzerwärmendes, wie die Bürobekanntschaft, deren Freundschaft einzig auf dem Umstand baute, dieselbe Klassenlehrerin gehabt zu haben. Oder die Schülerin, die stolz

erzählt, dass aus «unserer tollen Maturarbeit übers Träumen» eine Karriere geworden sei - sie arbeite jetzt in der Schlafforschung. Ehemalige aus den Akzentklasse Ethik/Ökologie arbeiten tatsächlich häufig in sozialen Berufen sowie im Bereich Nachhaltigkeit, ob im Gewässerschutz, dem Technologie- oder dem Lebensmittelsektor.

Auffallend viele der jüngsten und damit von der Pandemie betroffenen Jahrgänge jedoch haben ihr Studium (teils mehrmals) abgebrochen und wirken etwas orientierungslos. Der Präsenzunterricht scheint für Motivation und Studierfolg eben doch wichtig zu sein, obschon der Trend an den Hochschulen gerade in die andere Richtung geht. Doch auch sie werden ihren Weg machen und in ein paar Jahren, an einem der zukünftigen Homecoming Days, begeistert davon erzählen ...

Selbstverständlich sind solche Anlässe ohne die tatkräftige Unterstützung des Ehemaligenvereins, Hausdiensts und vieler Freiwilliger undenkbar. Besonderer Dank gebührt auch dem engagierten OK, bestehend aus Fabienne Häusler, Rita Stierli und Stephan Amstutz, die viel Zeit und Energie in Vorbereitung und Durchführung investierten. Solange sich an der Kantonsschule Hottingen derart initiative und engagierte Lehrkräfte finden, dürfte die neue Tradition Bestand haben. ●



Camilla Perotti

Maturjahrgang 2015  
Studium Betriebswirtschaft (HSG)  
Chief of Staff and Lead Sustainability  
Analytics bei Planted Foods AG



Martin Lier

Maturjahrgang 1987  
Studium Wirtschaft Banking &  
Finance (UZH) und  
Finanzanalyst (CFA)  
Vermögensverwalter bei  
Helbling & Partner



Nicole Schindler Kaul

Diplomjahrgang 1995  
Bankpraktikum (ZKB) / Studium  
Betriebsökonomie (ZHAW)  
Holistische Lebensberaterin



Mattia Dora

Maturjahrgang 2019  
Medizinstudium (UZH)  
4. Semester  
Fachrichtung Chiropraktik



Edith Eggenschwiler

Diplomjahrgang 1965  
Sekretärin / Umschulung zur  
Primarlehrerin  
Realschullehrerin (pensioniert)



Zaida Bernardi

Maturjahrgang 2011  
Studium Psychologie (Uni Fribourg)  
und Neurowissenschaften (Uni Basel)  
Psychologin in der  
Psychiatrieklinik Schössli



Philipp Brunschwiler

Maturjahrgang 1995  
Studium der Wirtschaftsinformatik (UZH)  
Senior Business Consultant  
bei Simcorp LGT Capital Partner



Christina Van der Geest

Maturjahrgang 2009  
Studium Elektrotechnik  
(Fachhochschule Ost) und  
Wirtschaft (HSG)  
Firmwareentwicklerin bei  
Inficon AG

# Herzlich Willkommen



von Daniel Zahno

Ich begrüsse Sie herzlich zum neuen Schuljahr! Ein besonderes Willkommen gilt den 129 neuen Schülerinnen und Schülern am Gymnasium, den 72 neuen Schülerinnen und Schülern in der HMS sowie den 46 Erstklässlerinnen und Erstklässler der IMS. Ebenso

heissen wir 12 neue Lehrpersonen und einen neuen IT-Lernenden in Hottingen herzlich willkommen. Sie sind jetzt Teil der immer grösser werdenden Hottinger Familie – und diese umfasst inzwischen rund 1'000 Personen.

Eine Kehrseite dieses an sich erfreulichen Zuwachses ist jedoch das Platzproblem, und das hat Auswirkungen auf den Stundenplan. Die Stundenpläne haben mehr Löcher und der Unterricht kann bis 17.00 oder gar 17.55 Uhr dauern. Darunter leiden auch die Freifächer, denn sie werden immer mehr an den Rand gedrückt. So führen wir seit zwei Jahren kein Theater mehr und dieses Semester muss auch das Orchester pausieren. Mit privilegierten Stundenplanfenstern über Mittag haben wir zwar versucht, diese Entwicklung zu stoppen, aber leider ohne Erfolg. Ich bedauere dies sehr, denn die abteilungs- und jahrgangsgemischten Freifächer sind sowohl eine Bereicherung für die Schülerinnen und Schüler als auch für die Schulkultur. Für Erstklässler ist es die beste Möglichkeit, schnell in die Schule einzutauchen und Kolleginnen und Kollegen ausserhalb der Klasse zu finden. Nicht zuletzt sind es gerade die Freifächer, die überfachliche Kompetenzen fördern und einen Ausgleich zum Fachunterricht bieten. Die Sportfreifächer (Volleyball, Crossfit und Kraft) erfreuen sich glücklicherweise nach wie vor regen Zulaufs. Ich ermuntere alle neuen Schülerinnen und Schüler, sich nach bestandener Probezeit auch einmal für ein Freifach anzumelden.

Im letzten Semester führten das Orchester und der Chor wieder ihr Jahreskonzert auf und begeisterten das Publikum mit ihren schwingvollen Darbietungen. Die zufriedenen und glücklichen Gesichter der Schülerinnen und Schüler zeugten von einem gelungenen Abend. Vor den Sommerferien fand nach zweijähriger Pause auch wieder der Gesamtschulsporttag bei strahlendem Sonnenschein statt. Beeindruckend waren nicht nur die sportlichen Leistungen der Schülerinnen und Schüler, sondern auch die gelöste Stimmung auf der Sportanlage Fluntern. Die Schule ist damit endgültig aus der Coronalethargie erwacht.

Für die neuen Schülerinnen und Schüler im Gymnasium ist Informatik ein obligatorisches und ein promotionsrelevantes Fach. Für den Jahrgang 2022/23 haben wir eine Übergangslösung mit Unterricht während dem zweiten und dritten Semester sowie Blockwochen im vierten Semester gewählt. Für im August 2023 Startende wird die Informatik dann vollständig im normalen Stundenplan integriert sein.

Bereits zum dritten Mal starten alle unsere neuen Klassen als BYOD-Klassen (Bring your own device). Die technischen Aspekte sind gut gelöst und die Lehrpersonen sind stetig daran, ihr didaktisches Repertoire zu erweitern. Der Computer soll mehr als ein digitaler Notizblock sein, er soll das wirksame Lernen unterstützen und im Unterricht genauso seinen Platz haben wie Bücher, Bälle, Zirkel, Triangel oder Steine. Es braucht natürlich auch weiterhin Unterrichtssequenzen ganz ohne Computer, denn nur, wenn man sich immer wieder auf verschiedene Weise mit einem Inhalt auseinandersetzt, wird das Lernen auch nachhaltig. In diesem Sinne wünsche ich allen Schülerinnen und Schülern ein lehrreiches Schuljahr. ●

## Impressum

**Redaktion** Barbara Ingold (barbara.ingold@ksh.ch), Sandra Nussbaumer (sandra.nussbaumer@ksh.ch) **Mitwirkende an dieser Nummer** Simon Haas, Barbara Ingold, Sandra Nussbaumer, Madeleine Oelen, Thomas Preu, Peter Rüttsche, Thomas Schellenberg, Victor Ullate, Daniel Zahno **Gestaltung** gyselroth™ **Papier** Refutura, 100 % Recycling, Blauer Engel, FSC-zertifiziert, 80 g/m<sup>2</sup> **Druck** Kantonale Drucksachen- und Materialzentrale (KDMZ)

Redaktionsschluss Nr. 1/2023: 24. Februar 2023

## Ausgezeichnet



### Berufsabschlüsse IMS

Mit einer phänomenalen Note von 6.0 hat Marc Schmidt die beste IPA (individuelle praktische Arbeit) im Kanton Zürich geschrieben. Lukas Buchli und Felix Raphael Mann belegen mit einer Note von 5.8 Rang 3.

Ausserdem hat Lukas Buchli mit einem sensationellen Notenschnitt von 5.7 den zweitbesten ICT-Berufsabschluss 2022 im Kanton Zürich geschafft.

Das Bildungszentrum Zürichsee (BZZ) und die Kantonsschule Hottingen gratulieren den Absolventen herzlich!

### Ausgezeichnete Maturitätsarbeiten

Die Kantonsschule Hottingen hat die herausragenden Maturitätsarbeiten von Pietro Brusoni und Luana Abplanalp (beide G4b) ins Rennen um die beste Maturitätsarbeit des Kantons Zürich geschickt. Die Arbeiten aller Finalist:innen können unter dem Link: [www.maturitaetsarbeiten.ch](http://www.maturitaetsarbeiten.ch) eingesehen werden.

Luana Abplanalp hat für ihre Maturitätsarbeit «Ein E-Bike für Kleinwüchsige – Mit der selbstentwickelten Planung und Konstruktion eines E-Bikes die Mobilität für kleinwüchsige Kindern verbessern» einen Preis in der kantonalen Ausstellung gewonnen. Ihre Arbeit gehört zu den fünf besten Maturitätsarbeiten des Kantons.

Wir gratulieren beiden Maturanden herzlich! ●

## Agenda

Weihnachtskonzert  
22.12.



### August

- 22. Schulbeginn
- 24. Orientierungsabend IMS, Aula, 19.30 Uhr
- 25. Kontaktseminar IMS

### September

- 1. Kontaktseminar HMS
- 2. Schnuppertag IMS
- 7. Tag der offenen Tür, BZZ, Horgen
- 8. Uni-/ETH-Infotag
- 12. Knabenschiessen, unterrichtsfrei ab 11.35 Uhr

### Oktober

- 3.–7. Arbeitswochen (inkl. Schulreise), Modulwochen (IMS)
- 10.–21. Herbstferien
- 24. Schulbeginn
- 31. Aufnahmeprüfung IMS (nicht unterrichtsfrei)

## Herbst/Winter



### November

- 10. Forum KSH
- 10. Gründungsveranstaltung der Hottinger Miniunternehmen, Aula, 17.30 Uhr
- 16. Orientierungsabend Gymnasium und HMS, Aula, 17.30 Uhr und 19.30 Uhr
- 22. Schnuppertag Gymi/HMS
- 24./25. Weiterbildung Lehrerschaft (unterrichtsfrei, SOL)

### Dezember

- 22. Weihnachtskonzert, Aula, 18.30 Uhr
- 26. Weihnachtsferien

### Januar

- 9. Schulbeginn
- 27. Präsentation Maturitätsarbeiten, 7.45–18.00 Uhr
- 30. Ende Probezeit

### Februar

- 13.–17. Schneesportlager KSH
- 13.–24. Sportferien
- 27. Schulbeginn

### März

- 1. Besuchstag 1. Klassen
- 6. Aufnahmeprüfung schriftlich (unterrichtsfrei, SOL)